Lm(R) 5/7.8
~~J. ant. 440~~

Tausend und Eine Nacht.

Arabische Erzählungen.

Zum erstenmal
aus einer
Tunesischen Handschrift
ergänzt
und
vollständig übersetzt
von

Max. Habicht, F. H. von der Hagen
und Karl Schall.

Bibliothek
der Philos.-theol.
Hochschule
Passau

Siebentes Bändchen.

Wien, 1826.
Gedruckt und verlegt bei Chr. Fr. Schade.

101887019
Staatl. Bibliothek Passau

Vorbericht *).

Die Leser der ersteren Bände dieser Erzählungen fanden sich durch die Unterbrechung, welche Dinarsade ihnen machte, gestört. Diesem Uebelstande ist in den folgenden Bänden abgeholfen **). Ohne Zweifel werden sie mit diesem hier noch mehr zufrieden seyn, wo sie auch durch die übrigen Unterbrechungen in jeder Nacht nicht mehr aufgehalten werden. Ihnen genügt, die Anlage des Arabischen Verfassers zu wissen, welcher diese Sammlung gemacht hat.

Man findet auch theilweise diese Erzählungen im Arabischen, wo weder von Scheherasade'n, noch vom Sultan Schachriar, noch von Eintheilung in Nächte die Rede ist. Dieses beweist, daß nicht alle Araber die Einfassung anerkennen, welche dieser Bearbeiter ihnen gegeben hat, und daß Viele diese Wiederholungen gelangweilt haben, die in Wahrheit auch sehr unnütz sind. Man wollte sich anfangs in dieser Uebersetzung nach derselben bequemen; aber,

*) Dieser Vorbericht Galland's stand ebenfalls vor dem siebenten Theile seiner ersten Ausgabe, unmittelbar vor der Geschichte Nureddins, mit welcher in unserer Ausgabe dieser Band (Nacht 250) anfängt.

**) Vergl. die Vorreden zu Bd. I. S. 39.

abgesehen von andern Gründen, hat man so große Schwierigkeiten dabei gefunden, daß man genöthigt worden ist, sie aufzugeben.

Man freut sich indessen noch die Leser zu benachrichtigen, daß Scheherasade, ohne unterbrochen zu werden, immerfort erzählt.

Mit Nureddins Geschichte hört bei Galland überhaupt auch die Abtheilung der Nächte auf. Diese ist in der neuen Gauttier'schen Ausgabe nachgeholt, und daraus in unsere Verdeutschung übergegangen. Zur Ausgleichung der bis dahin in beiden bestehenden Abweichung von Galland, indem dessen letzte, 236. Nacht, dort und bei uns die 248. ist, sind hier vorläufig folgende Einschaltungen und neue Abtheilungen bei Gauttier und uns zu bemerken:

Ganz neu eingeführt sind die 15., 16., 17. und 18. Nacht (die 14. und 19. nur vermehrt): so daß bis zu Ende der 188. Nacht nur vier Nächte mehr sind. Die folgenden sechs Nächte (189—194) sind wieder ganz neu; so daß bis zu Ende der 240. Nacht zehn Nächte mehr gezählt werden. Die 231 Nacht (bei Galland) ist mit Seite 167 in zwei Nächte getheilt (241—42), desgleichen die 233. (bei uns 244—45). Mit der 236. Nacht (bei uns 248) hört bei Galland die Eintheilung in Nächte ganz auf: wir geben sie aber auch hier nach Gauttier's Ausgabe.

Für die folgenden Bände ist hier zugleich noch zu bemerken, daß bei Galland die Geschichte Ghanem's (Nacht 348) schon dicht hinter der Geschichte Beder's (Nacht 261) steht.

Zweihundert und funfzigste Nacht.

Geschichte

Nureddins und der schönen Perserinn.

Die Stadt Balsora war lange Zeit die Hauptstadt eines den Chalyfen zinspflichtigen Reiches. Der König, der zur Zeit des Chalyfen Harun Arreschyd in demselben herrschte, hieß Muhamed Sulyman Arrussy [1]; und beide waren Vettern, Söhne zweier Brüder.

»Es war ein König, der, wenn die feindliche Reiterei gegen ihn eindrang, sie mit jeder Art schneidender oder stechender Waffen befriedigte *).
Wenn er Schlachten lieferte, schien er zu schreiben, indem er auf die Linien **) der Feinde Vokale ***) und Punkte hinzufügte.

*) D. h. bekämpfte.
**) Reihen.
***) Die im Arabischen nur wie ein Komma (Strich, Streich) aussehen.

Die Vokale schrieb er auf die Feinde mit Säbelhieben, die Punkte mit Lanzenstichen oder mit Pfeilschüssen.

In einem Meere von Blut, entquollen den Kopfwunden der Feinde, schwimmt seine Reiterei.

Dieses Meer von weitem anzusehen, scheint mit Schiffen übersäet: aber, was man für Mastbäume hält, sind seine Lanzen; was man für Segel ansieht, sind seine Fahnen; und die kleinen Wellen sind die Helme seiner Krieger.

Die Zeit hat sich verpflichtet, einen ähnlichen König hervorzubringen: allein, o Zeit! du wirst deinen Schwur nicht halten können; bereue es nur, ihn gethan zu haben!«

Muhammed hatte es nicht für räthlich erachtet, die Verwaltung seiner Staaten einem einzigen Wesyr anzuvertrauen; er hatte sich deren zwei erwählt, nämlich Chakan und Saouy [2]).

Chakan war sanft, zuvorkommend, freigebig und machte sich ein Vergnügen daraus, denjenigen, die mit ihm zu thun hatten, gefällig zu seyn, in allem, was von seiner Macht abhing, ohne der Gerechtigkeit Eintrag zu thun, welche er pflichtmäßig handhaben mußte. Es war auch niemand, weder am Hofe zu Balsora, noch in der Stadt, noch in dem ganzen Königreiche, der ihn nicht verehrte und sein verdientes Lob verkündigte:

»Er war redlicher Freund: sein Gewand war Gottesfurcht und Hoheit; unter seinem Ein-

flusse genoß man des Lebens mit Frohsinn und Behaglichkeit.
Nie nahte sich ihm ein Unglücklicher mit seinen Seufzern oder Bitten, der nicht an den Pforten seines Palastes Erhörung fand.«

Saouy war von einer ganz andern Gemüthsart: er war stets mürrisch, und scheuchte alle auf gleiche Weise zurück, ohne Unterschied des Ranges und Standes. Dabei war er, weit entfernt, sich der großen Reichthümer, die er besaß, würdig zu machen, von dem schmutzigsten Geize, so daß er sogar sich selber die nöthigsten Dinge versagte. Niemand konnte ihn leiden, und niemals hatte man ihn etwas anderes als Böses sagen gehört. Was ihn noch verhaßter machte, war sein großer Abscheu gegen Chakan, und daß er, indem er alle guten Handlungen dieses würdigen Ministers übel auslegte, nicht aufhörte, ihm bei dem Könige schlechte Dienste zu leisten.

Von ihm galten die Verse:
»Sohn eines Geizhalses, eines, an dem kein Gutes war, eines auf der Straße Gefundenen, eines Herumläufers, eines Landstreichers!
Kein Haar war an seinem Leibe, welches nicht Spuren von einer dieser Eigenschaften trug.«

Eines Tages, nach der Rathsversammlung, unterhielt sich der König von Balsora, zur Gemüthsergetzung, mit seinen beiden Wesyren und mehreren andern Rathsmitgliedern. Das Gespräch fiel auf die gekauften Sklavinnen, die bei uns fast denselben Rang einnehmen, wie

die rechtmäßigen Ehe-Frauen. Einige behaupteten, eine solche Sklavinn brauchte nur schön und wohlgestalt zu seyn, um über die Frauen zu trösten, welche man wegen Verbindungen oder Familien-Verhältnisse genöthigt ist zu nehmen, und die oft weder mit großer Schönheit noch mit andern Vollkommenheiten des Leibes ausgestattet sind.

Andere behaupteten, und Chakan war dieser Meinung, die Schönheit und alle schöne Eigenschaften des Leibes wären nicht die einzigen Dinge, welche an einer Sklavinn erforderlich wären, sondern dieselben müßten auch mit viel Geist, Klugheit, Bescheidenheit, Anmuth, und wenn es seyn könnte, mit mehreren schönen Kenntnissen begleitet seyn. Der Grund, den sie dafür anführten, war folgender: »Es geziemt,« sagten sie, »Männern, die große Geschäfte zu verwalten haben, nichts mehr, als am Ende eines so mühseligen Tagewerkes daheim eine Gefährtinn zu finden, deren Unterhaltung gleich lehrreich, anmuthig und ergetzlich ist: denn am Ende,« fügten sie hinzu, »unterscheidet man sich nicht von den Thieren, wenn man eine Sklavinn blos dazu hat, sie anzusehen und einen Trieb zu befriedigen, welchen wir mit den Thieren gemein haben.«

Der König trat dieser Meinung bei, und gab es dadurch zu erkennen, daß er Chakan befahl, ihm eine Sklavinn zu kaufen, von vollkommener Schönheit und mit allen den Eigenschaften begabt, die man so eben genannt hatte, und vor allem sollte sie höchst gebildet seyn.

Saouy war eifersüchtig auf die Ehre, welche der König Chakan erzeigte. Da er der entgegengesetzten Meinung gewesen war, so wandte er ein: »Herr, es wird sehr schwer halten, eine so vollkommene Sklavinn zu finden, wie Euer Majestät sie verlangt. Findet sich aber auch eine solche, wie ich kaum glaube, so wird man noch einen wohlfeilen Kauf thun, wenn sie nicht mehr als zehntausend Goldstücke kostet.«

»Saouy,« erwiederte der König, »ihr findet vermuthlich die Summe zu hoch: für euch mag sie es seyn, sie ist es aber nicht für mich.« Zu gleicher Zeit befahl der König seinem Groß-Schatzmeister, die zehntausend Goldstücke Chakan ins Haus zu schicken.

Sobald Chakan nach Hause kam, ließ er alle Unterhändler rufen, die sich mit dem Sklavinnenhandel behaften, und trug ihnen auf, sobald sie eine solche Sklavinn fänden, wie er sie ihnen beschrieb, ihm davon Nachricht zu geben.

Die Unterhändler, sowohl um sich den Wesyr Chakan zu verbinden, als ihres eigenen Vortheils wegen, versprachen ihm, all ihre Sorgfalt anzuwenden, um eine solche aufzufinden, wie er sie wünschte.

Es verging nun fast kein Tag, daß ihm nicht eine zugeführt wurde: aber er fand immer einen oder den andern Fehler an ihnen.

Eines Tages, früh Morgens, als Chakan nach dem Palaste des Königs ritt, trat ein Unterhändler mit großer Hast an den Steigbügel seines Pferdes, und verkündigte ihm, ein Persischer Kaufmann, der gestern sehr spät ange-

kommen, hätte eine Sklavinn zu verkaufen von vollendeter Schönheit, weit über alle, die er noch gesehen haben möchte. »In Ansehung ihres Geistes und ihrer Kenntnisse,« fügte er hinzu, »so verbürgt er sich, daß sie es mit allen aufnehmen könnte, was es von schönen Geistern und Gelehrten auf der Welt gibt.«

Chakan erfreut über diese Neuigkeit, welche ihm Hoffnung gab, sich dem Könige gefällig zu machen, trug dem Unterhändler auf, ihm nach der Rückkehr aus dem Palaste die Sklavinn zuzuführen, und setzte seinen Weg fort.

Der Unterhändler verfehlte nicht, sich zur bestimmten Stunde bei dem Wesyr einzustellen; und Chakan fand die Sklavinn so schön und so weit über seiner Erwartung, daß er ihr von Stund an den Namen der Schönen Perserinn beilegte. Ein Dichter, der sie beschreibt, sagt Folgendes von ihr:

»Sie war ein Wunder der Schönheit; ihr Antlitz glich dem Vollmonde; sie war ihrem Stamme werth und theuer, wie es ein Kind seiner Mutter ist.
Der Besitzer des Himmelsthrones hatte ihr Adel und Würde des Gemüths zugetheilt, aber auch zugleich Anmuth im Ausdruck und im Betragen, so wie einen schönen Wuchs.
An dem Himmel ihres Antlitzes glänzten sieben Gestirne *), gleich Schutzengeln ihrer Wangen gegen jeden Verwegenen.

*) Diese sieben Gestirne sind: die Augen, die Augenbraunen, die Sterne in den Augen, und der Mund.

Wenn ein Mensch durch sehnsüchtiges Anschauen
ihr einen Blick ablocken wollte, so verbrannte
sie ihn mit Liebesfeuer durch eins dieser Gestirne.«

Da der Wesyr selber viel Geist hatte und sehr gelehrt war, so erkannte er aus der Unterhaltung mit ihr sehr bald, daß er vergeblich noch eine andere Sklavinn suchen würde, welche sie in irgend einer der vom Könige gewünschten Eigenschaften überträfe. Er fragte den Unterhändler, welchen Preis der Persische Kaufmann auf sie gesetzt hätte.

»Herr,« antwortete der Unterhändler, »es ist ein Mann, der nicht vorschlägt: er betheuert, daß er sie, mit Einem Worte, nicht geringer lassen kann, als für zehntausend Goldstücke. Er hat mir selbst zugeschworen, daß, ungerechnet seine Sorgfalt, Mühe und Zeit, die er auf ihre Erziehung verwandt, er beinahe dieselbe Summe für sie ausgegeben habe, theils an Lehrmeister in den Leibesübungen und im geistigen Unterricht und Bildung, theils für Kleidung und Unterhalt. Da er sie, gleich beim Kauf in ihrer frühesten Kindheit, eines Königs würdig erkannte, so hat er nichts gespart, was dazu beitragen kann, sie zu diesem hohen Range emporzuheben. Sie spielt allerlei Instrumente, sie singt, sie tanzt, sie schreibt schöner, als die geschicktesten Schreibmeister; sie macht Verse; und, es gibt keine Bücher, die sie nicht gelesen hat. Kurz, man hat noch niemals gehört, daß irgend eine Sklavinn so viele Dinge gewußt, als sie weiß.«

Der Wesyr Chakan, der den Werth der schönen Perserinn viel besser erkannte, als der Unterhändler, der nur nachsprach, was der Kaufmann ihm von ihr gesagt hatte, wollte den Handel nicht aufschieben, und ließ sogleich den Kaufmann rufen.

Dieser kam; er war schon hoch bejahrt, und es galten von ihm folgende Worte eines Dichters, der von sich selber spricht:

»Die Zeit hat mich gewaltig mitgenommen und zitternd gemacht; sie ist es, die Kräfte gibt, aber auch raubet.

Einst sprang und lief ich, ohne zu ermüden: heute bin ich müde, ohne mich vom Flecke gerührt zu haben.«

Der Wesyr Chakan sprach zu ihm: »Nicht für mich will ich diese Sklavinn kaufen, sondern für den König; aber ihr müßt sie ihm für einen billigerern Preis lassen, als der, welchen ihr auf sie gesetzt habt.«

»Herr,« antwortete der Kaufmann, »ich würde mir eine große Ehre daraus machen, sie Seiner Majestät zum Geschenke darzubieten, wenn es einem Kaufmanne, wie ich bin, anstände, Geschenke von solchem Werthe zu machen. Ich verlange nur das Geld, welches ich aufgewendet habe, sie zu erziehen und so auszustatten, wie sie da ist. So viel kann ich sagen, daß Seine Majestät einen Kauf macht, womit sie sehr zufrieden seyn wird.«

Chakan wollte nicht markten, und ließ dem Kaufmann die Summe auszahlen. Vor dem Weggehen sagte der Kaufmann noch zu dem Wesyr:

»Herr, da die Sklavinn für den König bestimmt ist, so vergönnet, daß ich die Ehre habe, euch zu sagen, daß sie von der langen Reise, die ich mit ihr, um sie hieher zu führen, gemacht habe, äußerst ermüdet ist. Obwohl sie eine Schönheit ohnegleichen ist, so wird sie dennoch ganz anders erscheinen, wenn ihr sie nur eine vierzehn Tage bei euch behaltet, und dafür Sorge tragt, sie gut pflegen zu lassen. Wenn ihr sie nach Verlauf dieser Zeit dem Könige vorstellt, so wird sie euch eine solche Ehre und ein solches Verdienst bei ihm machen, daß ich hoffe, ihr werdet es mir einigen Dank wissen. Ihr seht selbst, daß die Sonne ihr ein wenig die Haut verdorben hat; sobald sie aber zwei oder dreimal im Bade gewesen ist, und ihr sie so habt kleiden lassen, wie ihr es für anständig erachtet, so wird sie dergestalt verändert seyn, daß ihr sie noch unendlich viel schöner finden werdet.«

Chakan nahm den Rath des Kaufmanns mit Dank an, und beschloß, ihn zu befolgen. Er gab der schönen Perserinn ein besonderes Zimmer neben dem seiner Gemahlinn, die er bat, sie mit ihr essen zu lassen und sie als eine Frau anzusehen, welche dem Könige gehörte. Er bat sie ferner, ihr verschiedene Kleider machen zu lassen, so prächtig als möglich, und wie sie ihr am schönsten ständen.

Bevor er hier die schöne Perserinn verließ, sagte er zu ihr: »Es kann kein größeres Glück für euch geben, als das, welches ich euch verschaffen will. Urtheilet selber davon: es ist für den König, daß ich euch gekauft habe, und ich

hoffe, er wird noch viel zufriedner seyn, euch zu besitzen, als ich es bin, mich des Auftrages entledigt zu haben, welchen er mir ertheilt hatte. Demnach muß ich euch noch benachrichtigen, daß ich einen Sohn habe, dem es nicht an Geist fehlt, der aber jung, flatterhaft und unternehmend ist: hütet euch sorgfältig vor ihm, wenn er euch nahet.«

Die schöne Perserinn dankte ihm für diese Weisung; und nachdem sie ihn fest versichert hatte, daß sie dieselbe benutzen würde, verließ er sie.

Zweihundert und ein und funfzigste Nacht.

Nurreddin [3]), so hieß nämlich der Sohn des Wesyrs Chakan, hatte freien Zutritt ins Zimmer seiner Mutter, mit welcher er zu speisen pflegte. Er war sehr wohlgebildet von Gestalt, jung, anmuthig und kühn; und da er ungemein viel Geist hatte und sich mit Leichtigkeit ausdrückte, so hatte er die besondere Gabe, alle zu überreden, wozu er wollte.

Er sah die schöne Perserinn; und obgleich er wußte, daß sein Vater sie für den König gekauft, und sein Vater selber es ihm erklärt hatte, so that er sich dennoch gleich bei der ersten Zusammenkunft mit ihr keinen Zwang an, seine Liebe für sie zu unterdrücken. Er ließ sich vielmehr durch ihre Reize, die ihn sogleich bezauberten, hinreißen; und die Unterhaltung, welche er mit ihr hatte, bestimmte ihn zu dem Entschlusse, alle Mittel anzuwenden, um sie dem Fürsten zu entführen.

Die schöne Perserinn ihrererseits fand auch Nureddin sehr liebenswürdig. »Der Wesyr erzeigt mir eine große Ehre,« sagte sie bei sich selber, »daß er mich zum Geschenke für den König von Balsora gekauft hat: ich würde mich jedoch sehr glücklich schätzen, wenn er sich begnügte mich seinem Sohne zu schenken.«

Nureddin benutzte sehr eifrig den Vortheil, den er hatte, eine Schönheit, in welche er so verliebt war, zu besuchen und sich mit ihr zu unterhalten. Niemals verließ er sie eher, als bis seine Mutter ihn dazu gezwungen hatte. »Mein Sohn,« sagte diese, »es ist nicht wohlanständig für einen jungen Mann, wie du bist, stäts in dem Frauen-Zimmer zu weilen. Geh, begieb dich in dein Zimmer, und arbeite, um dich würdig zu machen, dereinst der Nachfolger in der Würde deines Vaters zu werden.«

Weil die schöne Perserinn wegen der weiten Reise, welche sie eben gemacht hatte, lange nicht ins Bad gegangen war, so besorgte die Gemahlinn des Groß-Wesyrs Chakan, fünf oder sechs Tage nachdem sie gekauft war, daß eigens für sie das Bad geheizt wurde, welches der Wesyr im Hause hatte. Sie ließ sie von mehreren ihrer Sklavinnen dahin begleiten, und befahl diesen, sie ebenso zu bedienen, wie sie selber, und ihr nach dem Bade ein sehr prächtiges Kleid anzulegen, welches sie ihr schon hatte machen lassen. Sie hatte um so mehr Sorgfalt hierauf verwendet, als sie sich bei dem Wesyr, ihrem Gemahle, dadurch ein Verdienst erwerben, und ihm zu erkennen geben wollte, wie sehr sie sich

alles angelegen seyn ließe, was ihm Vergnügen machen könnte.

Aus dem Bade ging die schöne Perserinn noch tausendmal schöner hervor, als sie Chakan bei dem Kauf erschienen war, und zeigte sich der Gemahlinn des Wesyrs, welche Mühe hatte, sie wieder zu erkennen.

Die schöne Perserinn küßte ihr mit Anmuth die Hand, und sagte zu ihr: »Gnädige Frau, ich weiß nicht, wie ihr in diesem Kleide mich findet, welches ihr die Güte gehabt habt mir machen lassen. Eure Frauen, die mich versichern, es kleide mich so gut, daß sie mich kaum wieder erkennen, sind vielleicht nur Schmeichlerinnen: ich berufe mich auf euer Urtheil darüber. Sollten sie gleichwohl die Wahrheit sagen, so seyd doch ihr es, gnädige Frau, der allein ich diesen Vortheil verdanke.«

»Meine Tochter,« erwiederte die Gemahlinn des Wesyrs mit großer Freude, »ihr dürft es nicht für Schmeichelei halten, was meine Frauen euch gesagt haben: ich verstehe mich besser darauf, als sie; und abgesehen von eurem Gewande, welches euch bewundernswürdig kleidet, bringt ihr aus dem Bade eine Schönheit mit, die so weit über dem steht, was ihr zuvor schienet, daß ich selber euch nicht mehr erkenne. Wenn ich wüßte, daß das Bad noch gut genug wäre, so würde ich es mir auch zu Nutze machen: ich bin schon in einem Alter, welches erfordert, daß ich mich öfters desselben bediene.« — »Gnädige Frau,« erwiederte die schöne Perserinn, »ich weiß auf die unverdiente Ehre, die

ihr mir erweiset, nichts zu antworten. Was das Bad anlangt, so ist es bewunderungswürdig, und wenn ihr Lust habt, in dasselbe zu gehen, so dürft ihr keine Zeit verlieren. Eure Frauen werden euch dasselbe sagen.«

Die Gemahlinn des Wesyrs bedachte, daß sie seit mehreren Tagen nicht im Bade gewesen war, und wollte die Gelegenheit benutzen. Sie sagte es ihren Frauen; und diese versahen sich sogleich mit allem, was dazu nöthig war.

Die schöne Perserinn begab sich nach ihrem Zimmer; und die Gemahlinn des Wesyrs gebot, bevor sie ins Bad ging, zwei kleinen Sklavinnen, bei ihr zu bleiben, mit dem Befehle, Nureddin nicht herein zu lassen, wenn er käme.

Während nun die Gemahlinn des Wesyrs im Bade, und die schöne Perserinn allein war, kam Nureddin; und als er seine Mutter nicht in ihrem Zimmer traf, ging er in das der schönen Perserinn, wo er die beiden kleinen Sklavinnen im Vorzimmer fand. Er fragte diese nach seiner Mutter; worauf sie antworteten, sie wäre im Bade. »Und die schöne Perserinn,« fuhr Nureddin fort, »ist sie auch im Bade?« — »Sie ist schon daraus zurück gekommen und in ihrem Zimmer; aber wir haben Befehl von eurer Frau Mutter, euch nicht hinein zu lassen.«

Das Zimmer der schönen Perserinn war nur durch einen Thürvorhang geschlossen. Nureddin schritt vorwärts, um hinein zu treten, und die beiden Sklavinnen stellten sich davor, um ihn daran zu verhindern. Er aber nahm eine wie die

andere beim Arme, schob sie aus dem Vorzimmer, und schloß die Thüre vor ihnen zu.

Da liefen sie mit großem Geschrei nach dem Bade, und verkündigten weinend ihrer Gebieterinn, daß Nureddin trotz ihnen in das Zimmer der schönen Perserinn gedrungen wäre und sie verjagt hätte.

Die Nachricht von einer so großen Kühnheit verursachte der guten Frau die empfindlichste Kränkung. Sie unterbrach ihr Bad und kleidete sich aufs schleunigste an. Aber ehe sie fertig war, und in das Zimmer der schönen Perserinn kam, war Nureddin schon wieder hinaus gegangen, und hatte die Flucht ergriffen.

Die schöne Perserinn war äußerst erstaunt, die Gemahlinn des Wesyrs ganz in Thränen herein treten zu sehen, wie eine Frau, die außer sich war. »Gnädige Frau,« sagte sie zu ihr, »darf ich euch fragen, weshalb ihr so betrübt seyd? Welcher Unfall ist euch im Bade begegnet und hat euch genöthigt, es so bald zu verlassen?«

»Wie!« rief die Gemahlinn des Wesyrs aus, »ihr thut mir diese Frage mit so ruhigem Gemüthe, nachdem mein Sohn Nureddin in euer Zimmer gedrungen und allein bei euch geblieben ist! Konnte uns, ihm und mir, ein größeres Unglück begegnen?«

»Um Verzeihung, gnädige Frau,» versetzte die schöne Perserinn, »welches Unglück kann für euch und Nureddin bei dem seyn, was er euch gethan hat?« — »Wie,« erwiederte die Gemahlinn des Wesyrs, »hat euch mein Mann nicht

gesagt, daß er euch für den König gekauft hat? Und hatte er euch nicht gewarnt, euch zu hüten, daß Nureddin euch nicht nahete?«

»Ich habe es nicht vergessen, gnädige Frau,« erwiederte nochmals die schöne Perserinn; »aber Nureddin kam, mir zu sagen, sein Vater hätte seinen Sinn geändert, und anstatt mich für den König aufzubewahren, wie seine Absicht gewesen, ihm selber mit meiner Person ein Geschenk gemacht. Ich glaubte es, gnädige Frau; und da ich eine Sklavinn, und seit meiner zartesten Jugend an strengen Gehorsam gewöhnt bin, so könnt ihr wohl denken, daß ich mich seinem Willen nicht widersetzen konnte, noch durfte. Ich gestehe selbst, daß ich es um so weniger mit Widerwillen gethan habe, als ich, bei der Freiheit die wir hatten uns zu sehen, eine starke Neigung für ihn gefaßt hatte Ich verzichte ohne Bedauren auf die Hoffnung, dem König anzugehören, und werde mich sehr glücklich schätzen, mein ganzes Leben mit Nureddin zuzubringen.«

Auf diese Rede sagte die Gemahlinn des Wesyrs: »Wollte Gott, daß es wahr wäre, was ihr sagt! ich würde mich sehr darüber freuen. Aber, glaubet mir, Nureddin ist ein Betrüger; er hat euch getäuscht, und unmöglich hat sein Vater ihm dies Geschenk gemacht, wie er euch gesagt hat. Ach, der Unglückliche! und wie unglücklich bin ich, und wie viel mehr ist es noch sein Vater durch die traurigen Folgen, welche er fürchten muß, und wir mit ihm fürchten müssen! Weder meine Thränen noch meine Bitten sind im Stande, ihn zu erwei-

chen und seine Verzeihung zu erflehen. Sein Vater wird ihn in seinem gerechten Zorn aufopfern, sobald er die Gewaltthat erfährt, welche er gegen euch verübt hat.«

Nach diesen Worten fing sie bitterlich an zu weinen; und ihre Sklavinnen, die nicht weniger, als sie für Nureddins Leben fürchteten, folgten ihrem Beispiele.

Der Wesyr Chakan kam einige Augenblicke später dazu, und war höchst erstaunt, seine Frau und die Sklavinnen in Thränen und die schöne Perserinnen so niedergeschlagen zu sehen. Er fragte nach der Ursache; und seine Gemahlinn und die Sklavinnen verdoppelten ihr Geschrei und ihre Thränen, anstatt ihm zu antworten. Ihr Schweigen erstaunte ihn noch mehr, er wandte sich an seine Frau und sagte zu ihr: »Ich will durchaus, daß ihr mir erkläret, was ihr zu weinen habt, und daß ihr mir die Wahrheit saget.«

Die trostlose Frau konnte nicht länger umhin, ihren Mann zu befriedigen. »Versprechet mir, Herr,« begann sie, »daß ihr es mich nicht wollet entgelten lassen, was ich euch sage: ich versichere euch zum voraus, daß ich nicht Schuld daran habe.« Und ohne seine Antwort abzuwarten, fuhr sie fort: »Während ich mit meinen Frauen im Bade war, ist euer Sohn gekommen und hat diese unglückliche Zeit benutzt, um der schönen Perserinn einzubilden, daß ihr sie nicht mehr dem Könige geben wollt, sondern ihm ein Geschenk mit ihr gemacht habet. Ich sage euch nicht, was er, nach dieser argen Vorspiegelung, weiter gethan hat: ich überlasse es euch selber

zu ermessen. Das ist der Grund meiner Betrübniß, um euch und um meinen Sohn, für welchen ich nicht wage euch um Verzeihung anzuflehen.«

Es ist nicht möglich, den Aerger des Wesyrs auszudrücken, als er die Unverschämtheit seines Sohnes Nureddin vernommen hatte. »Ha,« rief er aus, indem er sich an die Brust schlug, die Hände biß, und den Bart ausraufte, »auf solche Weise also, unseliger Sohn, unwürdig das Tageslicht zu schauen, stürzest du deinen Vater von der höchsten Stufe seines Glückes in den Abgrund! so richtest du ihn zu Grunde, und dich mit ihm! Der König wird sich nicht mit deinem, noch mit meinem Blute begnügen, um diese Beleidigung zu rächen, die seine Person selber betrifft.«

Seine Gemahlinn bemühte sich, ihn zu trösten, und sprach zu ihm: »Betrübet euch nicht zu sehr; ich kann leicht zehntausend Goldstücke aus einem Theile meiner Juwelen lösen: ihr kauft dafür eine andere Sklavinn, die noch schöner und des Königs noch würdiger ist!«

»He! denket ihr denn,« erwiederte der Wesyr, »daß ich mich über den Verlust von zehntausend Goldstücken so betrüben könnte? Es ist hier nicht die Rede von diesem Verluste, ja nicht von dem Verlust all meiner Güter: der sollte mich wenig bekümmern. Es gilt hier den Verlust meiner Ehre, die mir theurer ist, als alle Güter der Welt.«

»Mich dünkt gleichwohl, Herr,« versetzte die Frau, »das, was man mit Gelde wieder gut

machen kann, nicht von so großer Erheblichkeit ist.«

»Ei ja!« erwiederte der Wesyr, »wißt ihr nicht, daß Saouy mein Todfeind ist? Glaubt ihr denn nicht, daß er, sobald er diesen Handel erfährt, hingehen und bei dem König über mich triumphiren wird? «Euer Majestät,« wird er zu ihm sagen, »spricht stets von der Hingebung und dem Diensteifer Chakans; er zeigt jedoch jetzt eben, wie wenig er einer so großen Auszeichnung würdig ist. Er hat zehntausend Goldstücke empfangen, um euch eine Sklavinn zu kaufen. Er hat sich eines so ehrenvollen Auftrages wirklich entledigt, und noch niemals hat man eine so schöne Sklavinn gesehen; aber anstatt sie Euer Majestät zuzuführen, hat er es für räthlicher erachtet, seinem Sohn ein Geschenk damit zu machen. »Mein Sohn,« hat er zu ihm gesagt, »nimm diese Sklavinn, sie ist dein; du verdienst sie mehr, als der König.« — »Sein Sohn,« wird er mit seiner gewöhnlichen Bosheit fortfahren, »hat sie genommen, und ergetzt sich nun täglich mit ihr. Die Sache verhält sich, wie ich die Ehre habe Euer Majestät zu versichern; und Euer Majestät kann sich selber davon überzeugen.« — »Meinet ihr nun nicht, daß, auf eine solche Anklage, die Leute des Königs jeden Augenblick kommen können, um in mein Haus zu dringen und die Sklavinn wegzuführen? Ich geschweige aller übrigen unvermeidlichen Uebel, die darauf folgen werden.«

»Herr,« antwortete die Frau auf diese Rede des Wesyrs, ihres Mannes, »ich gestehe, daß

die Bosheit Saouy's sehr groß ist, und daß er im Stande ist, der Sache die arglistige Deutung zu geben, die ihr hier voraus sagt, wenn er die mindeste Kunde davon hätte. Aber kann er, oder irgend jemand wissen, was im Innern eures Hauses vorgeht? Wenn man es auch argwöhnte und der König mit euch davon spräche, könnt ihr nicht sagen, daß ihr, nachdem ihr die Sklavinn recht geprüft, sie Seiner Majestät nicht so würdig gefunden habet, als sie euch anfangs geschienen; daß der Kaufmann euch betrogen habe; daß sie allerdings von unvergleichlicher Schönheit sey, aber viel daran fehle, daß sie eben so viel Geist habe und so geschickt sey, als sie euch gerühmt worden. Der König wird es euch aufs Wort glauben, und Saouy wird die Beschämung haben, wieder eben so mit seinem verderblichen Anschlage verunglückt zu seyn, wie so manches andere Mal, wo er vergeblich versucht hat, euch zu verderben. Beruhiget euch also; und wenn ihr meinem Rathe folgen wollt, so lasset die Unterhändler rufen, bedeutet sie, daß ihr mit der schönen Perserinn nicht zufrieden seyd, und traget ihnen auf, euch eine andere Sklavinn zu verschaffen.«

Da dieser Rath dem Wesyr Chakan vernünftig schien, so beruhigte er sich ein wenig, und entschloß sich, ihn zu befolgen; jedoch verminderte dies in nichts seinen Zorn gegen seinen Sohn Nureddin.

Zweihundert und zwei und funfzigste Nacht.

Nureddin ließ sich den ganzen Tag nicht sehen; er wagte es selbst nicht, bei einem der jungen Leute seines Alters, mit denen er umging, eine Zuflucht zu suchen, aus Furcht, sein Vater ließe ihm dort nachspüren. Er ging aus der Stadt, und flüchtete sich in einen Garten, wo er sonst nie hingegangen und nicht bekannt war. Erst sehr spät kam er nach Hause, als er wußte, daß sein Vater sich schon in sein Zimmer begeben hatte, und ließ sich durch die Frauen seiner Mutter öffnen, welche ihn ohne Geräusch einließen. Am folgenden Morgen ging er wieder aus, ehe sein Vater aufgestanden war; und so war er genöthigt, einen ganzen Monat dieselbe Vorsicht zu gebrauchen, zu seiner empfindlichsten Kränkung. Denn die Frauen schmeichelten ihm nicht, sondern erklärten ihm gerade heraus, daß der Wesyr, sein Vater, in demselben Zorne verharrete und betheuerte, daß er ihn tödten würde, wenn er ihm vor Augen käme.

Die Gemahlinn des Wesyrs wußte durch ihre Frauen, daß Nureddin jeden Tag nach Hause kam; sie wagte es aber nicht, ihren Gemahl um Verzeihung für ihn zu bitten. Endlich faßte sie sich ein Herz, und sprach eines Tages zu ihm: »Herr, ich habe es bisher nicht gewagt, mir die Freiheit zu nehmen, mit euch von eurem Sohne zu sprechen. Jetzo bitte ich euch um die Erlaubniß, euch zu fragen, was ihr mit ihm zu machen gedenkt. Kein Sohn kann schuldiger gegen einen Vater seyn, als es Nureddin gegen euch ist. Er

hat euch der großen Ehre und Genugthuung beraubt, dem König eine so vollkommene Sklavinn, wie die schöne Perserinn, darzubringen, ich gestehe es: aber was ist nach dem allen eure Absicht? Wollt ihr ihn durchaus umbringen? Anstatt eines Unglücks, woran ihr nicht mehr denken solltet, würdet ihr euch ein anderes, viel größeres zuzuziehen, woran ihr vielleicht nicht denkt. Fürchtet ihr nicht, daß die Welt, die böse ist, bei der Nachforschung, warum euer Sohn vor euch flieht, die wahre Ursache errathe, welche ihr so verborgen halten wollt? Wenn das geschähe, so würdet ihr gerade in das Unglück stürzen, welches ihr so angelegentlich zu vermeiden strebt.«

»Liebe Frau,« erwiederte der Wesyr, »was ihr da sagt, ist verständig; aber ich kann mich nicht entschließen, Nureddin zu verzeihen, ohne ihn nach Verdienst bestraft zu haben.« — »Er wird genugsam bestraft,« versetzte die Frau, »wenn ihr thut, was mir eben einfällt. Euer Sohn kommt jede Nacht zu Hause, wenn ihr schon in eurem Schlafgemache seyd; er schläft hier, und geht wieder aus, ehe ihr aufgestanden seyd. Ergreifet ihn diesen Abend bei seiner Ankunft, und stellet, als wenn ihr ihn tödten wollet: ich werde ihm zu Hülfe kommen; und indem ihr ihm, wie auf meine Bitte, das Leben schenkt, nöthiget ihn, die schöne Perserinn auf solche Bedingungen zu nehmen, wie es euch gefällt. Er liebt sie, und ich weiß, daß die schöne Perserinn ihn nicht haßt.«

Chakan befolgte gern diesen Rath; demnach,

stellte er sich hinter die Thüre, bevor man sie Nureddin bei seiner Ankunft zur gewöhnlichen Stunde öffnete, und sobald dieser eintrat, fiel er über ihn her und warf ihn unter seine Füßen. Nureddin drehte den Kopf um, und erkannte seinen Vater mit dem Dolche in der Hand, im Begriff ihm das Leben zu nehmen.

In diesem Augenblicke kam Nureddins Mutter dazu, und indem sie den Arm des Wesyrs zurückhielt, rief sie aus: »Was wollt ihr thun, Herr?« — »Lasset mich los,« entgegnete der Wesyr, »damit ich diesen unwürdigen Sohn tödte!« — »Ach, Herr,« fuhr die Mutter fort, »tödtet mich selber, ich werde niemals zugeben, daß ihr eure Hand in euer eigenes Blut tauchet!«

Nureddin benutzte diesen Augenblick, und mit Thränen in den Augen rief er aus: »Mein Vater, ich flehe eure Gnade und euer Erbarmen an; gewähret mir die Verzeihung, um welche ich euch im Namen desjenigen bitte, von dem ihr sie an dem Tage erwartet, wo wir einst alle vor ihm erscheinen werden.«

Er fügte noch folgende Verse hinzu:

»Erlaß mir meine Schuld; denn die Langmüthigen vergeben den Verbrechern ihr Vergehen.

Ich gestehe wohl, mehrere Untugenden zu besitzen: möchtest du aber auch die schöne Tugend der Langmuth an mir ausüben!

Bedenke, daß derjenige, der da Verzeihung hofft, von dem, der über ihm ist, auch denjenigen ihre Schuld verzeihen muß, die unter ihm sind.«

Chakan ließ sich den Dolch aus der Hand winden; und sobald er ihn losgelassen hatte, warf sich Nureddin zu seinen Füßen und küßte sie ihm, zum Zeichen, wie sehr es ihn gereute, ihn beleidigt zu haben.

»Nureddin,« sprach der Vater zu ihm, »danke deiner Mutter; ich verzeihe dir ihr zu Liebe. Ich will dir sogar die schöne Perserinn geben, aber unter der Bedingung, daß du mir eidlich versprichst, sie nicht als eine Sklavinn, sondern als deine Gemahlinn anzusehen, das heißt, daß du sie niemals verkaufest und selbst auch nicht verstoßest. Da sie Verstand und Geist und Lebensart hat, unendlich viel mehr, als du, so bin ich überzeugt, daß sie diesen jugendlichen Ungestüm mäßigen wird, der dich zu Grunde richten kann.«

Nureddin hatte nicht gewagt zu hoffen, daß er mit solcher Milde behandelt würde. Er dankte seinem Vater mit aller ersinnlichen Erkenntlichkeit, und leistete ihm von Herzen gern den Eid, welchen er von ihm verlangte.

Beide, die schöne Perserinn und er, waren sehr zufrieden mit einander; und der Vater war sehr vergnügt über ihre herzliche Einigkeit.

Der Wesyr Chakan wartete nicht ab, bis der König von dem ihm ertheilten Auftrage mit ihm spräche; er war sehr beflissen selber ihn öfter davon zu unterhalten und ihm die Schwierigkeiten bemerklich zu machen, welche er fände, sich desselben zur Zufriedenheit Seiner Majestät zu entledigen; kurz, er wußte es so geschickt einzurich-

ten, daß der König unvermerkt nicht mehr daran dachte.

Saouy hatte gleichwohl etwas von dem erfahren, was vorgegangen war; aber Chakan war so weit in der Gunst des Königs voraus, daß er nicht davon zu sprechen wagte.

Es war über ein Jahr, daß dieser so kitzliche Handel glücklicher abgelaufen war, als der Vesir anfangs geglaubt hatte, als er ins Bad ging, und ein dringendes Geschäft ihn nöthigte, es noch erhitzt zu verlassen; die etwas kalte Luft schlug ihm auf die Brust und verursachte ihm ein heftiges Fieber, das ihn zwang, sich zu Bette zu legen. Die Krankheit nahm zu; und als er fühlte, daß der letzte Augenblick seines Lebens nicht mehr fern wäre, sprach er folgendermaaßen zu Nureddin, der sein Bette nicht verließ:

»Mein Sohn, ich weiß nicht, ob ich den rechten Gebrauch von den großen Reichthümern gemacht habe, die Gott mir verliehen hat; du siehst, sie helfen mir nichts, um mich von dem Tode zu befreien. Das einzige, warum ich sterbend dich noch bitte, ist, daß du dein mir gegebenes Versprechen in Betreff der schönen Perserinn haltest. Ich sterbe zufrieden, mit dem Vertrauen, daß du es nicht vergessen wirst.« — Zuletzt sprach er noch:

»Ich gedenke folgender Verse eines Dichters, der da sagt:

»Ich fühle meinen Tod: gepriesen sey der, der nie stirbt! ich kann dem Tode nicht entgehen

Wahrlich derjenige ist kein Herr, über den der

Tod Herrschaft ausübt: aber der ist der Herr aller Herren, der nie stirbt!«

Dies waren die letzten Worte, welche der Wesyr Chakan sprach. Er verschied wenige Augenblicke darnach, und versetzte sein Haus, den Hof und die Stadt in unaussprechliche Trauer. Der König betrauerte ihn, als einen weisen, eifrigen und treuen Minister; und die ganze Stadt beweinte ihn als ihren Beschützer und Wohlthäter. Niemals ward in Balsora ein ehrenvolleres Leichenbegängniß gesehen. Die Wesyre, die Emire und alle Großen des Hofes insgesammt, beeiferten sich, einer nach dem andern seinen Sarg auf den Schultern bis zur Begräbnißstätte zu tragen; und alle Bewohner der Stadt, von den Reichsten bis zu den Aermsten, gaben ihm mit Thränen das Geleit.

Als der Leichnam mit Erde bedeckt war, sprach einer der Begleitenden folgende Verse aus:

»Am Donnerstage verließ ich meine Freunde,
und man wusch mich auf dem Waschgerüste;
Nachdem man mir meine Kleider, mit denen
ich bedeckt war, ausgezogen hatte, legte man
mir ein Gewand an, welches nicht das meinige war.
Auf den Nacken von vier Leuten wurde ich zum
Gebets-Orte getragen, woselbst Einige für
mich beteten. — Ja, betet für mich, ihr
alle, die ihr meine Freunde waret! —
Endlich brachten sie mich in ein gewölbtes Gemäuer, an welchem die Zeit vorübergeht,
und dessen Thüre nicht mehr geöffnet wird.

Als sich die Begleitung entfernt, und Nured-

din sich nach Hause begeben hatte, gedachte er folgender Verse eines Dichters:

»An einem Donnerstage abends ist er für immer geschieden, und ich habe ihn begleitet.
Auch sein Geist folgte ihm nach; diesem rief ich zu: »Kehre in ihn zurück, o theure Seele!« —
»Wie soll ich,« wurde mir geantwortet, »in meinen Leib zurückkehren, an dem kein Fleisch und Blut ist, an dem sich nichts als trockene Gebeine finden?
Dessen Augen häufige Thränen blind gemacht haben, und dessen nunmehr taube Ohren einst so viel Tadel hören mußten?«

Nureddin gab auch auf alle Weise die tiefe Betrübniß zu erkennen, welche dieser Verlust ihm verursachen mußte; er ließ sich lange Zeit von niemand sehen.

Eines Tages endlich erlaubte er, einen von seinen vertrauten Freunden hereinzulassen. Dieser Freund bemühte sich, ihn zu trösten; und da er ihn geneigt fand, ihn anzuhören, so stellte er ihm vor: nachdem er dem Andenken seines Vaters alle schuldige Ehre erwiesen, und vollständig alles erfüllt hätte, was der Wohlstand erheischte, so wäre es nunmehr Zeit, daß er wieder in der Welt erschiene, seine Freunde besuchete, und den Rang behauptete, welchen seine Geburt und seine Verdienste ihm erworben hätten. »Wir würden,« fügte er hinzu, »gegen die Gesetze der Natur, und selbst gegen die bürgerlichen Gesetze sündigen, wenn wir unseren Vätern nach ihrem Tode nicht die Pflichten der kindlichen

Zärtlichkeit leisteten, und man würde uns für gefühllos halten. Aber wenn wir uns derselben entledigt haben und man uns deshalb keinen Vorwurf mehr machen kann, so sind wir verpflichtet, die vorige Lebensweise wieder anzufangen und in der Welt zu leben, wie man eben darin lebt. Trocknet also eure Thränen, und nehmet wieder dies fröhliche Wesen an, welches stets überall Freude verbreitet hat, wo ihr hingekommen seyd.«

Der Rath dieses Freundes war sehr vernünftig; und Nureddin würde alle Unglücksfälle vermieden haben, wenn er ihn ganz so regelmäßig, wie er erforderte, befolgt hätte. Er ließ sich ohne Mühe bereden; er bewirthete sogar seinen Freund; und als dieser sich entfernen wollte, bat er ihn, den folgenden Tag wiederzukommen, und drei oder vier ihrer gemeinschaftlichen Freunde mitzubringen.

Allmählich bildete er sich eine Gesellschaft von zehn Freunden, alle ungefähr von demselben Alter, und verlebte mit ihnen die Zeit in stäten Festen und Lustbarkeiten. Es verging sogar kein Tag, an welchem er nicht jeden mit einem Geschenke heimgehen ließ.

Manchmal, um seinen Freunden mehr Vergnügen zu machen, ließ Nureddin die schöne Perserinn kommen. Sie hatte die Gefälligkeit, ihm zu gehorchen; aber sie billigte nicht diese übermäßige Verschwendung. Sie sagte ihm hierüber ihre Meinung frei heraus: »Ich zweifle nicht,« sprach sie, »daß der Wesyr, euer Vater, euch große Reichthümer hinterlassen hat; aber wie groß sie auch seyn mögen, nehmet nicht übel, wenn

eine Sklavinn euch vorstellt, daß ihr bald das Ende davon sehen werdet, wenn ihr so fortfahret, dieses Leben zu führen. Man kann manchmal seine Freunde bewirthen und sich mit ihnen erlustigen; aber eine tägliche Gewohnheit daraus machen, heißt die breite Heerstraße in das tiefste Elend hinab rennen. Für eure Ehre und für euren Ruf würdet ihr viel besser thun, den Fußtapfen eures seligen Vaters zu folgen, und euch in den Stand zu setzen, um auch zu den Würden zu gelangen, welche ihm so viel Ehre erworben haben.«

Nureddin hörte die schöne Perserinn lächelnd an; und als sie geendigt hatte, entgegnete er, indem er fortfuhr zu lächeln. »Meine Schöne, lassen wir dies Gespräch beiseite; reden wir nur davon, wie wir uns ergetzen wollen. Mein seliger Vater hat mich stets in großem Zwange gehalten: ich freue mich, endlich der Freiheit zu genießen, nach welcher ich vor seinem Tode so lange geschmachtet habe. Ich habe noch immer Zeit genug, mich zu einem regelmäßigen Leben zu bequemen, wie ihr mir rathet; ein Mensch meines Alters muß sich Zeit nehmen, die Freuden der Jugend zu genießen.«

Zweihundert und drei und funfzigste Nacht.

Was noch viel mehr dazu beitrug, die Vermögensumstände Nureddins zu zerrütten, war, daß er niemals von Berechnung mit seinem Haushofmeister hören wollte. Er schickte ihn jedesmal, wenn er mit seinem Buche erschien, wie-

der fort, indem er zu ihm sagte: Geh, geh, ich verlasse mich ganz auf dich; sorge nur dafür, daß ich alle Tage vollauf habe.

»Ihr habt zu gebieten, Herr,« erwiederte der Haushofmeister. »Erlaubet jedoch, daß ich euch an das Sprichwort erinnere, welches sagt: wer großen Aufwand macht, und nicht rechnet, befindet sich endlich am Bettelstabe, ehe er es gewahr wird. Ihr begnügt euch nicht mit dem so verschwenderischen Aufwande eurer Tafel, ihr schenkt auch noch mit vollen Händen weg. Eure Schätze können das nicht aushalten, und wären sie auch so groß, wie Berge.«

»Geh, sage ich dir,« wiederholte ihm Nureddin, »ich bedarf deiner Lehren nicht; fahre fort, mir zu essen zu schaffen, und bekümmere dich nicht um das Uebrige.« Er fügte noch folgende Verse hinzu:

»Wenn meine Hand Reichthümer besitzt, warum sollte ich nicht freigebig seyn; warum sie nicht öffnen, um zu spenden?

Hast du je von einem Geizhalse gehört, daß er Ruhm erworben habe, oder von einem Freigebigen, daß er in Verachtung gestorben sey?«

Nureddins Freunde waren unterdessen sehr fleißig an seiner Tafel, und versäumten keine Gelegenheit, seine Willfährigkeit zu benutzen. Sie schmeichelten ihm, sie lobten ihn, und erhoben alles, auch das geringste und unbedeutendste, was er that. Vor allem vergaßen sie nicht, alles übermäßig zu preisen, was ihm gehörte, und fanden dabei ihre Rechnung.

»Herr,« sprach zu ihm der eine, »ich kam gestern an dem Landgut vorbei, das ihr in jener Gegend habt; nichts ist prächtiger, noch schöner eingerichtet, als das Haus; und der Garten dabei ist ein wahres Paradies.« — »Es freut mich, daß es euch gefällt,« erwiederte Nureddin: »man bringe mir Feder, Dinte und Papier, und ich will nicht weiter davon reden hören; er ist euer, ich schenke ihn euch.«

Andere hatten ihm nicht sobald eins von den Häusern, Bädern und öffentlichen Gastherbergen, die ihm gehörten und große Einkünfte brachten, gerühmt, als er ihnen ebenso ein Geschenk damit machte.

Die schöne Perserinn stellte ihm den Schaden vor, den er sich thäte; und um ihn auf bessere Entschlüsse zu bringen, sang sie ihm folgende Strophen eines Liedes vor:

»Dein Gemüth ist fröhlich, wenn die Tage heiter sind, und du fürchtest nicht das Böse, womit das Geschick dich bedrohet.
Das Glück hat dich unbesorgt gemacht und irre geleitet: aber bedenke, während des schönsten Wetters entsteht oft plötzlich ein Ungewitter!«

Aber Nureddin, anstatt auf sie zu hören, fuhr fort bei der nächsten Gelegenheit zu verschwenden, was ihm übrig blieb.

Kurz, Nureddin that ein ganzes Jahr lang nichts anderes, als wohlleben, sich gütlich thun, und sich vergnügen, indem er die großen Güter vergeudete, welche seine Vorfahren und der We-

ſyr, ſein Vater, mit ſo viel Sorgen und Mühe erworben oder erhalten hatten.

Das Jahr war eben abgelaufen, als es eines Tages an die Thüre des Saales klopfte, wo er zu Tiſche ſaß. Er hatte ſeine Sklaven hinausgeſchickt und ſich mit ſeinen Freunden eingeſchloſſen, um in voller Freiheit zu ſeyn.

Einer von Nureddins Freunden wollte aufſtehen; aber Nureddin kam ihm zuvor, und ging ſelber hin zu öffnen. Es war ſein Haushofmeiſter; und Nureddin, um zu hören, was er wollte, trat etwas aus dem Saale, und machte die Thüre halbzu.

Jener Freund, der auch aufgeſtanden war, und den Haushofmeiſter bemerkt hatte, war neugierig zu wiſſen, was er Nureddin zu ſagen hätte, und ſtellte ſich zwiſchen den Vorhang und die Thüre, und hörte folgende Rede des Haushofmeiſters:

»Herr,« ſprach dieſer zu ſeinem Herrn, »ich bitte euch tauſendmal um Verzeihung, wenn ich euch mitten in euren Vergnügungen zu unterbrechen komme. Was ich euch mitzutheilen habe, iſt aber, wie mich dünkt, für euch von ſo großer Wichtigkeit, daß ich es nicht aufſchieben durfte, mir dieſe Freiheit zu nehmen. Ich komme, meine letzte Rechnung abzulegen; und was ich ſeit langer Zeit vorausſah, und wovor ich euch mehrmals warnte, iſt eingetroffen; das heißt, Herr, ich habe nicht mehr einen Heller von allen den Summen, die ihr mir übergeben habt, eure Haushaltung zu beſtreiten. Die übrigen Einkünfte, die ihr mir angewieſen habt,

sind auch erschöpft; und eure Pächter, und alle, die euch Zinsen zahlen mußten, haben mir so deutlich die Uebertragung eurer Forderungen auf Andere dargethan, daß ich in eurem Namen nichts mehr von ihnen einziehen kann. Hier sind meine Rechnungen, prüfet sie: und wenn ihr wünscht, daß ich euch fernerhin dienen soll, so weiset mir andere Hebungen an; wo nicht, so erlaubet, daß ich Abschied nehme.«

Nureddin war so betroffen von dieser Rede, daß er kein Wort darauf antworten konnte. Der Freund, der auf der Lausche stand und alles gehört hatte, trat sogleich wieder herein, und theilte seine Entdeckung den übrigen Freunden mit. »Es steht bei euch,« sagte er zu ihnen, »diese Nachricht zu benutzen; ich für mein Theil erkläre, es ist heute das leztemal, daß ihr mich bei Nureddin sehet.« — »Wenn das ist,« erwiederten sie, »so haben wir nicht mehr bei ihm zu thun, als ihr; er wird uns hier nicht mehr wiedersehen.«

Nureddin kam in diesem Augenblicke zurück; und welche heitere Miene er auch annahm, um seine Gesellen wieder in den Zug zu bringen, so konnte er sich doch nicht so gut verstellen, daß sie nicht deutlich genug bestätigt gesehen hätten, was sie eben vernommen hatten. Er hatte sich kaum wieder auf seinen Platz gesetzt, als einer der Freunde von dem seinen aufstand und zu ihm sagte: »Herr, es thut mir sehr leid, euch nicht länger Gesellschaft leisten zu können: ich bitte euch, nicht übel zu nehmen, wenn ich mich entferne.« — »Welches Geschäft nöthigt euch, uns so bald zu verlassen?« fragte Nureddin. — »Herr,«

antwortete er, »meine Frau ist heute niedergekommen; ihr wißt ja wohl, daß in solchen Fällen die Gegenwart des Mannes immer nothwendig ist.« Er machte eine tiefe Verbeugung, und ging weg.

Einen Augenblick darnach beurlaubte sich ein anderer, unter einem andern Vorwande. Die übrigen thaten desgleichen, einer nach dem andern, bis kein einziger von den zehn Freunden übrig blieb, welche bis zu dieser Stunde Nureddin so gute Gesellschaft geleistet hatten.

Nureddin argwöhnte nichts von dem Entschlusse, den seine Freunde gefaßt hatten, ihn nicht wiederzusehen. Er ging in das Zimmer der schönen Perserinn und unterhielt sich mit ihr blos von der Erklärung seines Haushofmeisters, in starken Ausdrücken einer wahrhaften Reue über die Zerrüttung seiner Vermögensumstände.

»Herr,« sprach zu ihm die schöne Perserinn, »erlaubet mir, euch zu erinnern, ihr habt hierin nur euern eigenen Sinnen trauen wollen: ihr seht nun, was euch widerfahren ist. Ich täuschte mich nicht, als ich das traurige Ende verkündigte, welches ihr erwarten müßtet. Was mich dabei noch bekümmert, ist, daß ihr noch nicht alle traurige Folgen desselben einsehet. Wenn ich euch darüber Vorstellungen machen wollte, so war eure Antwort: »Ergetzen wir uns, und genießen wir der guten Zeit, welche das Glück uns bietet, so lange es uns günstig ist; vielleicht ist es nicht immer so guter Laune.« Aber ich hatte nicht Unrecht, wenn ich euch erwiederte, daß wir selber durch eine verständige Lebensweise die

Schöpfer unsers Glückes sind. Ihr wolltet mich nicht hören, sondern gabet mir oft folgende Verse zur Antwort:

»Wenn das Glück dir günstig ist, so theile davon allen Menschen mit, bevor es dich fliehet.
Deine Freigebigkeit wird es nicht erschöpfen, wenn es dir wohlwill; und dein Geiz wird dich nicht schützen, wenn es sich wegwendet.«

Und so war ich genöthigt, euch gewähren zu lassen.«

»Ich bekenne,« versetzte Nureddin, »daß ich Unrecht hatte, den heilsamen Rath, welchen eure bewundernswürdige Klugheit mir ertheilte, nicht zu befolgen; aber ihr bedenkt nicht, daß, wenn ich auch all mein Gut verzehrt habe, solches mit auserwählten Freunden geschehen ist, welche ich von langer Zeit her kenne. Es sind Männer von Ehrgefühl und voll Erkenntlichkeit; und ich bin sicher, daß sie mich nicht verlassen werden.«

»Herr,« versetzte die schöne Perserinn, »wenn ihr keine andere Hülfsmittel habt, als die Erkenntlichkeit eurer Freunde, glaubet mir, so ist eure Hoffnung schlecht begründet, und ihr werdet mir nächstens etwas davon zu erzählen wissen.«

»Reizende Perserinn,« sagte Nureddin hierauf, »ich habe bessere Meinung als ihr von der Hülfe, welche sie mir leisten werden. Ich will sie gleich morgen alle besuchen, bevor sie, wie gewöhnlich, sich zu mir bemühen, und ihr werdet mich mit einer guten Summe Geldes zurückkommen sehen, womit sie insgesammt mich unterstützt haben werden. Ich werde, wie ich

beschlossen habe, mein Leben ändern, und dieses Geld in irgend einem Handel vortheilhaft anlegen.«

Nureddin ermangelte nicht, am folgenden Morgen zu seinen zehn Freunden zu gehen, die in einer und derselben Gasse wohnten. Er klopfte an der nächsten Thüre, wo einer der reichsten wohnte. Eine Sklavinn erschien, und fragte, bevor sie öffnete, wer da klopfete. »Sage deinem Herrn,« antwortete Nureddin, »es ist Nureddin, der Sohn des verstorbenen Wesyrs Chakan.«

Die Sklavinn öffnete, führte ihn in einen Saal, und ging in das Zimmer ihres Herrn, dem sie Nureddin anmeldete. »Nureddin,« antwortete der Herr mit verächtlichem Ton, und so laut, daß Nureddin, mit großem Erstaunen, es hörte: »geh, sag' ihm, ich bin nicht zu Hause; und so oft er wiederkommt, sag' ihm dasselbe.«

Die Sklavinn kam zurück, und gab Nureddin zur Antwort, sie hätte geglaubt, daß ihr Herr zu Hause wäre, sie hätte sich aber geirrt.

Nureddin ging voll Beschämung weg: »Ha, der treulose, der schändliche Mensch!« rief er aus; »gestern betheuerte er mir, ich hätte keinen bessern Freund als ihn, und heute behandelt er mich so unwürdig!«

Er ging weiter und klopfte an die Thüre eines andern Freundes: und dieser Freund ließ ihm dasselbe sagen, wie der erste. Er bekam dieselbe Antwort bei dem dritten, und ebenso bei den folgenden, bis zum zehnten, obwohl alle zu Hause waren.

Jetzt erst ging Nureddin wieder in sich und

erkannte seine Thorheit, auf die feste Anhänglichkeit dieser falschen Freunde zu vertrauen, und auf ihre Freundschaftsbetheurungen, so lange er im Stande gewesen war, sie verschwenderisch zu bewirthen und sie mit Geschenken und Wohlthaten zu überschütten. »Es ist wohl wahr,« sagte er bei sich selber, mit Thränen in den Augen:

»Die Menschen, so lange sie glücklich sind, gleichen den Bäumen, um welche die Leute so lange beschäftigt sind, als sie Früchte haben.

Sind aber diese ihnen alle abgenommen, so gehen dieselben Leute davon, und geben sie den Stürmen und dem Staube preis.

Pfui den Menschen dieser Zeit! auch nicht einer unter zehnen *) ist gut!«

Er hielt noch an sich, so lange er außer seinem Hause war; sobald er aber heim kam, überließ er sich ganz und gar seiner Betrübniß, und ging hin, sie der schönen Perserinn mitzutheilen.

Sobald die schöne Perserinn den traurigen Nureddin kommen sah, erkannte sie gleich, daß er bei seinen Freunden nicht die erwartete Hülfe gefunden hatte. »Nun Herr,« sprach sie zu ihm, »seyd ihr gegenwärtig von der Wahrheit dessen überzeugt, was ich euch voraussagte?«

»Ach, meine Theure,« rief er aus, »ihr habt nur zu wahr gesagt! Nicht einer hat mich erkennen, mich sehen, mich sprechen wollen! Niemals hätte ich geglaubt, von Leuten so grau-

*) Dasselbe Wort bedeutet im Arabischen auch Alle.

sam behandelt zu werden, die mir so viel Dank schuldig sind, und für welche ich mich selber erschöpft habe! Ich kann mich nicht mehr halten, und ich fürchte in diesem jammervollen Zustande und in der Verzweiflung, worin ich bin, irgend eine meiner unwürdige Handlung zu begehen, wenn ihr durch euren weisen Rath mir nicht beisteht.« — »Herr,« erwiederte die schöne Perserinn, »ich sehe kein anderes Mittel in eurem Unglücke, als eure Sklaven und euer Hausgeräth zu verkaufen, und so lange davon zu leben, bis der Himmel euch einen andern Weg zeigt, um euch aus dem Elende zu ziehen.«

Zweihundert und vier und funfzigste Nacht.

Dieses Mittel schien Nureddin äußerst hart; aber was sollte er thun in seiner Lage? Er verkaufte zuerst seine Sklaven, jetzt unnütze Mitesser für ihn, welche ihm eine viel größere Ausgabe verursacht hätten, als er noch zu bestreiten im Stande war.

Er lebte einige Zeit von dem daraus gelösten Gelde; und als dieses ihm ausging, ließ er sein Hausgeräth auf den Markt bringen, wo es weit unter dem wahren Werthe verkauft wurde, obgleich sehr kostbare Stücke darunter waren, welche ungeheure Summen gekostet hatten.

Hievon konnte er wieder eine gute Zeitlang leben; aber endlich versiegte auch diese Hülfsquelle, und er besaß nun nichts mehr, was er zu Gelde machen konnte; er theilte der schönen Perserinn seinen tiefen Schmerz darüber mit.

Nureddin versah sich nicht der Antwort, welche diese verständige Frau ihm gab, »Herr,« sagte sie zu ihm, »ich bin eure Sklavinn, und ihr wißt, daß der selige Wesyr, euer Vater, mich für zehn tausend Goldstücke gekauft hat. Ich weiß wohl, daß ich nicht mehr so viel werth bin, als damals; jedoch bin ich überzeugt, daß ich noch immer für eine ziemlich starke Summe verkauft werden kann. Folget meinem Rath, und säumet nicht, mich auf den Markt zu führen und zu verkaufen; mit dem ansehnlichen Gelde, das ihr für mich löset, begebet euch nach irgend einer Stadt, wo ihr unbekannt seyd, dort Handel zu treiben; und dadurch werdet ihr Mittel finden, wenn auch nicht in großem Ueberflusse, jedoch glücklich und zufrieden zu leben.«

»Ach, reizende und schöne Perserinn!« rief Nureddin aus, »ist es möglich, daß ihr diesen Gedanken habt fassen können? Habe ich euch so wenig Beweise meiner Liebe gegeben, daß ihr mich dieser Nichtswürdigkeit fähig wähnet? Könnte ich es thun, ohne meineidig zu seyn, nachdem ich meinem seligen Vater geschworen, euch nie zu verkaufen? Ich will lieber sterben, als dem zuwider handeln und mich von euch trennen, die ich, ich sage nicht eben so sehr, sondern mehr, als mich selbst, liebe. Indem ihr mir einen so unannehmlichen Vorschlag macht, gebt ihr mir zu erkennen, es fehle sehr viel daran, daß ihr mich eben so sehr liebet, als ich euch liebe.«

»Herr,« erwiederte die schöne Perserinn, »ich bin überzeugt, daß ihr mich so sehr liebet, wie

ihr sagt; und Gott weiß, ob die Leidenschaft, welche ich für euch empfinde, geringer ist, als die eurige, und wie viel Ueberwindung es mich kostet, euch den Vorschlag zu machen, der euch so sehr gegen mich empört. Zur Vernichtung des Einwandes, den ihr mir dagegen macht, darf ich euch nur an den Spruch erinnern: Noth hat kein Gebot. Ich liebe euch in einem Grade, daß ihr mich unmöglich mehr lieben könnet, und ich kann euch versichern, daß ich nie aufhören werde, euch ebenso zu lieben, welchem Herrn ich auch angehören mag. Ja, es wird für mich die größte Freude auf der Welt seyn, mich wieder mit euch zu vereinigen, sobald eure Umstände erlauben, mich wiederzukaufen, wie ich hoffe. Es ist freilich, ich bekenne es, eine sehr grausame Nothwendigkeit für euch und für mich, aber, nach allem, sehe ich kein anderes Mittel, uns beide aus dem Elende zu ziehen.«

Nureddin, der sehr wohl die Wahrheit dessen einsah, was die schöne Perserinn ihm hier vorstellte, und keine andere Hülfsquelle hatte, eine schmähliche Armuth zu vermeiden, war gezwungen, das Mittel zu ergreifen, welches sie ihm vorgeschlagen hatte. Er führte sie also, mit unaussprechlichem Schmerze, auf den Markt, wo die Sklavinnen verkauft wurden.

Hier sah er sie mit innigst betrübtem Herzen an, und sprach folgende Verse zu ihr:

»Noch einmal, ehe du dich trennest, beglücke mich mit einem Blicke von dir, um mein Herz zu stärken, welches deine Entfernung dem Tode nahe bringt.

Doch sollte dies zu sehr dich schmerzen, so unterlaß es: gern will ich sterben, wenn ich dir dadurch diesen Schmerz ersparen kann.«

Er wandte sich hierauf an einen Unterhändler, Namens Hadschi-Hassan, und sprach zu ihm: »Hadschi-Hassan, hier ist eine Sklavinn, die ich verkaufen will, sieh zu, wie viel man dafür bietet.«

Hadschi-Hassan ließ Nureddin und die schöne Perserinn in ein Gemach treten; und sobald sie den Schleier, der ihr Gesicht verhüllte, abgenommen hatte, sagte Hadschi-Hassan mit Verwunderung zu Nureddin: »Wie, Herr, täusche ich mich nicht? ist dies nicht die Sklavinn, welche der selige Wesyr, euer Vater, für zehn tausend Goldstücke kaufte?« Nureddin versicherte ihn, es wäre dieselbe; und Hadschi-Hassan machte ihm nun Hoffnung, daß er eine bedeutende Summe für sie lösen würde, und versprach ihm, all seinen Fleiß anzuwenden, sie zum höchstmöglichen Preise zu verkaufen.

Hadschi-Hassan verließ mit Nureddin das Gemach, und verschloß die schöne Perserinn darin. Er ging hierauf, die Kaufleute einzuladen; aber alle waren eben beschäftigt, Griechische, Afrikanische, Tatarische und andere Sklavinnen einzukaufen, und er war genöthigt zu warten, bis sie ihren Handel geschlossen hatten.

Als sie dies abgethan, und sich fast alle versammelt hatten, sprach er zu ihnen, mit fröhlichem Gesicht und lustigen Geberden: »Meine guten Herren, alles was rund, ist darum noch

keine Nuß, und alles was lang ist, noch keine Feige; alles was roth, ist noch kein Fleisch; und nicht alle Eier sind frisch. Ich will sagen, ihr habt in eurem Leben wohl manche Sklavinn gesehen und gekauft: aber niemals habt ihr eine einzige gesehen, welche mit dieser zu vergleichen wäre, die ich euch jetzt anbiete. Es ist die Perle der Sklavinnen: kommet und folget mir, ich will sie euch zeigen. Ihr selber sollt mir bestimmen, zu welchem Preise ich sie zuerst ausrufen soll.«

Die Kaufleute folgten Hadschi-Hassan, der ihnen die Thüre des Gemaches öffnete, worin die schöne Perserinn war. Sie betrachteten sie mit Bewunderung, und Alle waren einstimmig der Meinung, daß das Ausgebot nicht geringer als viertausend Goldstücke seyn könnte.

Hierauf verließen sie das Zimmer; und Hadschi-Hassan, der mit ihnen hinausging, schloß die Thüre wieder zu, und rief vor derselben mit lauter Stimme aus: »Für die Persische Sklavinn, viertausend Goldstücke, zum ersten!«

Keiner der Kaufleute hatte noch ein Gebot gethan, und sie gingen noch mit sich selber zu Rathe, wie hoch sie sie hinauf treiben sollten, als der Wesyr Saouy ankam.

Als er Nureddin auf dem Marktplatz erblickte, sagte er bei sich selber: »Vermuthlich macht Nureddin wieder einiges Hausgeräthe zu Gelde (denn er wußte, daß er dergleichen verkauft hatte), und will sich eine Sklavinn kaufen.« Er näherte sich, und Hadschi-Hassan rief zum zwei-

tenmale: »Für die Persische Sklavinn, viertausend Goldstücke, zum ersten!«

Aus diesem hohen Preise schloß Saouy, die Sklavinn müßte von ganz besonderer Schönheit seyn, und sogleich bekam er große Lust, sie zu sehen. Er spornte sein Pferd gerade auf Hadschi-Hassan zu, der von den Kaufleuten umringt stand, und sagte zu ihm: »Oeffne die Thüre, und laß mich die Sklavinn sehen.«

Nun war es nicht Gebrauch, sobald die Kaufleute eine Sklavinn gesehen hatten und darum handelten, sie sonst jemand sehen zu lassen. Aber die Kaufleute hatten nicht den Muth, ihr Recht gegen das Ansehen des Wesyrs geltend zu machen; und Hadschi-Hassan konnte nicht umhin, die Thüre zu öffnen, und der schönen Perserinn ein Zeichen zu geben, hervor zu treten, damit Saouy sie sehen könnte, ohne von seinem Pferde zu steigen.

Saouy gerieth in staunende Bewunderung, als er eine Sklavinn von so außerordentlicher Schönheit sah. Er hatte mit dem Mäkler sonst schon zu thun gehabt, und dessen Name war ihm nicht unbekannt: »Hadschi-Hassan,« sprach er zu ihm, »sind es nicht viertausend Goldstücke, wofür du sie ausrufest?« — »Ja, Herr,« antwortete dieser: »die Kaufleute, die ihr hier sehet, sind kurz vorher erst übereingekommen, daß ich sie für diesen Preis ausrufen solle. Ich erwarte, daß sie mehr bieten und sie bis zum höchsten Preise hinauftreiben.« — »Ich will das Geld geben,« fuhr Saouy fort, »wenn niemand mehr bietet.« Zugleich sah er die Kaufleute mit einem

Blicke an, der genugsam zu erkennen gab, er erwartete, daß sie ihn nicht steigern würden. Er war von aller Welt so gefürchtet, daß sie sich wohl hüteten, den Mund aufzuthun, selbst nicht einmal, um sich zu beklagen, daß er ihr Vorrecht verletzete.

Als der Wesyr Saouy einige Zeit gewartet hatte, und sah, daß keiner der Kaufleute ihn überbot, sagte er zu Hadschi-Hassan: »Nun, was wartest du noch? Geh zu dem Verkäufer, und schließ den Handel mit ihm für die viertausend Goldstücke ab, oder höre, was er sonst thun will.« Noch wußte er nicht, daß die Sklavinn Nureddin gehörte.

Hadschi-Hassan, der schon die Thüre des Gemaches wieder verschlossen hatte, ging hin, sich mit Nureddin deshalb zu besprechen. »Herr,« sagte er zu ihm, »es thut mir sehr leid, daß ich euch böse Nachricht bringen muß: eure Sklavinn soll für ein Spottgeld verkauft werden.« — »Wie so?« fragte Nureddin. »Herr,« fuhr Hadschi-Hassan fort, »die Sache war anfangs im besten Zuge: sobald die Kaufleute eure Sklavinn gesehen hatten, ermächtigten sie mich ohne Umstände, sie für viertausend Goldstücke auszurufen. Ich rief sie auch für diesen Preis aus: da kam gerade der Wesyr Saouy dazu, und seine Gegenwart stopfte den Kaufleuten den Mund, die ich schon geneigt sah, sie bis zu demselben Preise hinaufzutreiben, welchen sie den seligen Wesyr, euern Vater, kostete. Saouy will nicht mehr als die viertausend Goldstücke geben: und ganz wider meinen Willen komme ich, euch ein

so unannehmliches Gebot zu bringen. Die Sklavinn gehört euch, aber ich würde euch nimmer rathen, sie für diesen Preis zu lassen. Ihr kennt den Wesyr, Herr, und alle Welt kennt ihn. Ueberdem, daß eure Sklavinn unendlich viel mehr werth ist, ist er boshaft genug, irgend einen Vorwand zu ersinnen, um euch die Summe nicht zu zahlen.«

»Hadschi-Hassan,« erwiederte Nureddin, »ich danke dir für deinen Rath; fürchte nicht, daß ich meine Sklavinn an den Feind meines Hauses verkaufen lasse. Ich habe das Geld sehr nöthig; aber ich will lieber in der äußersten Armuth sterben, als zugeben, daß sie ihm überliefert werde. Ich frage dich nur eins: da du alle Gebräuche und alle Auswege kennst, so sage mir nur, was ich thun muß, um dieses zu verhindern.«

»Herr,« antwortete Hadschi-Hassan, »nichts ist leichter. Stellet euch, als hättet ihr im Zorn auf eure Sklavinn geschworen, sie auf den Markt zu führen, aber nicht die Absicht gehabt, sie zu verkaufen, sondern diesen Schritt nur gethan, um euch eures Eides zu entledigen. Das wird aller Welt genügen, und Saouy wird euch nichts einwenden können. Kommet denn; und in dem Augenblicke, wo ich sie Saouy zuführe, als wenn es mit eurer Einwilligung geschähe und der Handel geschlossen wäre, reißet sie zurück, indem ihr ihr einige Streiche gebt, und führet sie wieder nach Hause.« — »Ich danke dir,« sagte hierauf Nureddin, »du wirst sehen, wie ich deinen Rath befolge.«

Hadschi-Hassan kehrte nach der Bude zurück,

öffnete sie, und trat hinein; und nachdem er die schöne Perserinn mit zwei Worten verständigt hatte, nicht über das zu erschrecken, was vorgehen würde, nahm er sie beim Arme und führte sie zu dem Wesyr Saouy, der immer noch vor der Thüre hielt, und sagte zu ihm, indem er sie ihm übergab: »Herr, hier ist die Sklavinn, sie ist die eure, nehmet sie.«

Hadschi-Hassan hatte diese Worte noch nicht ausgesprochen, als Nureddin hervortrat, die schöne Perserinn ergriff, und sie an sich riß, indem er ihr einen Backenstreich gab: »Hieher, du Unverschämte,« sprach er zu ihr, so laut, daß alle Leute es hören konnten, »komm wieder mit mir. Deine boshaften Launen hatten mich zwar genöthigt, einen Schwur zu thun, dich auf den Markt zu führen, aber nicht, dich zu verkaufen. Ich brauche dich noch, und es ist Zeit, zu diesem Aeußersten zu schreiten, wenn mir nichts anderes mehr übrig bleibt.«

Der Wesyr Saouy gerieth über diese Handlung Nureddins in großen Zorn: »Elender Wüstling,« rief er aus, »willst du mir einbilden, daß dir noch etwas anderes zu verkaufen übrig bleibt, als deine Sklavinn?« Zugleich spornte er sein Pferd gerade auf ihn zu, um ihm die schöne Perserinn zu entreißen. Nureddin, höchst erbittert durch den Schimpf, welchen der Wesyr ihm anthat, ließ die schöne Perserinn los, indem er sie auf ihn warten hieß, ergriff das Pferd beim Zaume, stieß es drei oder vier Schritte zurück, und sprach dann zu dem Wesyr: »Graubärtiger Schurke, ich würde dir auf der Stelle das Le-

ben rauben, wenn mich die Achtung für diese Leute hier nicht zurückhielte.«

Da der Wesyr Saouy von niemand geliebt, im Gegentheile von aller Welt gehaßt war, so war keiner unter den Gegenwärtigen, der sich nicht gefreut hätte, daß Nureddin ihn etwas demüthigte. Sie winkten ihm und gaben ihm durch Zeichen zu verstehen, er könnte sich nach Gefallen rächen, es würde sich niemand in ihren Streit mischen.

Saouy strengte sich an, Nureddin den Zaum seines Pferdes aus der Hand zu reißen; Nureddin aber, der ein starker und kräftiger junger Mann, und durch den Beifall der Umstehenden ermuthigt war, zog ihn selber vom Pferde mitten in die Gosse herunter, gab ihm tausend Schläge, und stieß ihm den Kopf auf das Pflaster blutig.

Zehn Sklaven, die Saouy begleiteten, wollten mit gezogenem Säbel über Nureddin herfallen; die Kaufleute aber traten dazwischen, und verhinderten sie daran. »Was wollt ihr thun?« sagten sie zu ihnen. »Seht ihr nicht, daß, wenn der eine Wesyr, der andere Sohn eines Wesyrs ist? Lasset sie ihren Streit unter einander ausmachen. Vielleicht vertragen sie sich nach einigen Tagen wieder; und wenn ihr Nureddin getödtet hättet, glaubt ihr, daß euer Herr, wie mächtig er sey, euch vor der Gerechtigkeit schützen könnte?«

Nureddin ward endlich müde, auf den Wesyr Saouy zu schlagen; er ließ ihn mitten in der Gosse liegen, nahm die schöne Perserinn, und

kehrte mit ihr, unter freudigem Zurufe und lauten Lobpreisungen des Volks, nach seinem Hause zurück.

Zweihundert und fünf und funfzigste Nacht.

Der zerschlagene Saouy raffte sich mit großer Mühe und Hülfe seiner Leute wieder auf, und hatte die tödtliche Schmach, sich ganz von Koth und Blut besudelt zu sehen. Er stützte sich auf die Schulter zweier seiner Sklaven, und in diesem Zustande ging er gerade nach dem königlichen Palast, im Angesicht aller Leute, und mit um so größerer Beschämung, als niemand ihn beklagte.

Als er unter dem Zimmer des Königs war, fing er erbärmlich an zu schreien und seine Gerechtigkeit anzurufen:

»Soll in der Zeit mich Unglück treffen, in welcher d u lebst? Sollten mich Wölfe fressen, während d u ein Löwe bist?

Soll ich, während in den Quellen deiner Wohlthaten jeder Durstige Erholung schöpfet, unter deinem Schutze verschmachten, da du doch einem wohlthätigen Regen gleichest?«

Der König ließ ihn vor sich kommen, und sobald er eintrat, fragte er ihn, wer ihn mißhandelt und in diesen Zustand versetzt hätte. »Herr,« rief Saouy aus, »man darf nur recht in der Gunst Euer Majestät stehen und Theil an eurem geheiligten Rathe haben, um auf so unwürdige Weise behandelt zu werden, wie ihr sehet, daß man mich so eben behandelt hat.« — »Lassen wir

das jetzo beiseite,« fuhr der König fort; »sage mir nur die Sache, wie sie ist, und wer der Schuldige ist. Ich will es ihn schon bereuen lassen, wenn er Unrecht hat.«

»Herr,« sagte nun Saouy, indem er die Sache ganz zu seinem Vortheil erzählte, »ich ritt auf den Sklavinnen-Markt, um mir selber eine Köchinn zu kaufen, die ich brauche; als ich dahin kam, hörte ich eine Sklavinn für viertausend Goldstücke ausrufen. Ich ließ mir die Sklavinn vorführen, und es war die schönste, die man noch je gesehen hat und jemals sehen kann. Sobald ich sie mit höchstem Wohlgefallen betrachtet hatte, fragte ich, wem sie gehörete, und vernahm, daß Nureddin, der Sohn des Wesyrs Chakan, sie verkaufen wollte. Euer Majestät wird sich erinnern, daß ihr diesem Wesyr, vor zwei oder drei Jahren, zehntausend Goldstücke auszahlen ließet, mit dem Auftrage, euch für diese Summe eine Sklavinn zu kaufen. Er kaufte dafür eben diese; aber anstatt sie Euer Majestät zuzuführen, achtete er euch derselben nicht würdig, sondern machte seinem Sohn ein Geschenk damit. Seit dem Tode des Vaters hat nun der Sohn all sein Habe versoffen, verfressen und vergeudet, und es blieb ihm nichts übrig, als diese Sklavinn, welche er sich endlich auch zu verkaufen entschlossen hatte und die man wirklich in seinem Namen verkaufte. Ich ließ ihn kommen, und ohne ihm die Veruntreuung oder vielmehr die Treulosigkeit seines Vaters gegen Euer Majestät vorzuwerfen, sagte ich zu ihm auf die höflichste Weise von der Welt: »Nured-

din, die Kaufleute haben, wie ich höre, eure Sklavinn auf das Ausgebot von viertausend Goldstücken gesetzt. Ich zweifle nicht, daß sie, einander überbietend, dieselbe zu einem weit höheren Preise hinauftreiben werden: aber folget meinem Rathe, überlasset sie mir für die viertausend Goldstücke; ich will sie kaufen, um dem König, unserm Herrn und Meister, ein Geschenk damit zu machen, dem ich euch sehr dabei empfehlen werde. Das wird euch unendlich viel mehr eintragen, als was die Kaufleute euch dafür geben könnten.« Anstatt mir zu antworten und Höflichkeit mit Höflichkeit zu vergelten, blickte der Unverschämte mich stolz an, und sprach zu mir: »Nichtswürdiger Alter, ich wollte meine Sklavinn lieber einem Juden schenken, als sie dir verkaufen.« — »Aber, Nureddin,« fuhr ich fort, ohne mich zu erhitzen, obwohl ich groß Ursach dazu hatte, »ihr bedenkt nicht, daß ihr durch solche Reden den König beleidigt, der doch euern Vater zu dem gemacht hat, was er war, so wie er mich zu dem gemacht hat, was ich bin.« — Diese Vorstellung, anstatt ihn zu besänftigen, reizte ihn nur noch mehr: er stürzte sogleich, wie ein Rasender, auf mich los, und ohne einige Achtung fur mein Alter, noch weniger für meine Würde, riß er mich von meinem Pferde herunter, schlug mich, so lange es ihm gefiel, und versetzte mich in den Zustand, worin Euer Majestät mich hier sieht. Ich flehe euch nun an, zu erwägen, daß ich wegen meines Diensteifers für euch so abscheuliche Beschimpfung erlitten habe.«

Mit diesen Worten senkte er das Haupt und

drehte sich auf die Seite, um seine Thränen in Ueberfluß laufen zu lassen.

Der König, durch diese trugvolle Darstellung getäuscht, und eingenommen gegen Nureddin, ließ auf seinem Gesichte den Ausdruck eines heftigen Zornes blicken; er wandte sich zu dem Hauptmann der Leibwache, der zugegen war, und sprach zu ihm: »Nimm vierzig Mann von meiner Wache, und nachdem du Nureddins Haus der Plünderung preisgegeben, und Befehl ertheilt hast, es zu schleifen, so bringe ihn mir mit seiner Sklavinn her.«

Der Hauptmann der Wache war noch nicht aus dem Zimmer des Königs, als ein Thürhüter, der diesen Befehl gehört hatte, ihm zuvoreilte. Er hieß Sandschiar und war vormals Sklave des Wesyrs Chakan gewesen, der ihn in das Haus des Königs gebracht hatte, wo er allmählich so emporgestiegen war.

Sandschiar, voll Erkenntlichkeit gegen seinen alten Herrn und voll Eifers für Nureddin, den er hatte aufwachsen sehen, und seit lange wohl bekannt mit dem Hasse Saouy's gegen das Haus Chakans, konnte diesen Befehl nicht ohne Schauder anhören. »Nureddins Handlung,« sagte er bei sich selber, »kann so schwarz nicht seyn, als Saouy sie vorstellt; er hat den König eingenommen, und der König wird Nureddin hinrichten lassen, ohne ihm Zeit zu geben, sich zu rechtfertigen.«

Er sputete sich so sehr, daß er noch zeitig genug ankam, um Nureddin zu benachrichtigen, was so eben bei dem Könige vorgegangen war,

und daß Nureddin sich mit der schönen Perserinn noch retten konnte.

Er klopfte so stark an die Thüre, daß Nureddin, der schon seit langer Zeit keine Bedienten mehr hatte, ungesäumt selber kam und öffnete. »Mein lieber Herr,« sprach Sandschiar zu ihm, »ihr seyd nicht mehr sicher in Balsora; fliehet und rettet euch, ohne einen Augenblick zu verlieren.

»Warum das?« fragte Nureddin; was gibt es denn, das mich zwingt, so eilig abzureisen?« — »Fliehet, sage ich euch,« versetzte Sandschiar, »und nehmet eure Sklavinn mit euch. Mit zwei Worten: Saouy hat dem König so eben nach seinem Belieben erzählt, was zwischen ihm und euch vorgefallen ist; und der Hauptmann der Wache mit vierzig Soldaten folgt mir auf dem Fuße, sich eurer und ihrer zu bemächtigen.«

Zugleich erinnerte er ihn an die wohlbekannten Verse eines Dichters: [4])

»Rette dich selbst, wenn du eine Verfolgung erleidest, und laß dein Haus die Abwesenheit seines Erbauers beseufzen.

Du findest stets ein anderes Land für dasjenige, welches du verläßest: aber dein Leben, wenn es dir genommen würde, wie könntest du das ersetzen?

Nur das man selber betreibt, hat guten Fortgang; darum sende keinen Gesandten in irgend einer schwierigen Angelegenheit.

Nur daher kommt es, daß des Löwen Hals

so überaus stark ist, weil er selber seine Angelegenheiten betreibt *).«

Hierauf sagte er noch: »Nehmet diese funfzig Goldstücke, um euch einen Zufluchtsort zu suchen: ich würde euch mehr geben, wenn ich es vermöchte. Entschuldiget mich, wenn ich mich nicht länger aufhalte; ich verlasse euch ungern, aber zu euerm und meinem Besten, damit der Hauptmann der Wache mich nicht erblicke.«

Sandschiar ließ Nureddin kaum so viel Zeit, ihm zu danken, und machte sich fort.

Nureddin eilte zu der schönen Perserinn und benachrichtigte sie von der Nothwendigkeit für sie beide, augenblicks zu entfliehen. Sie warf nur ihren Schleier über, und beide verließen das Haus.

Sie hatten das Glück, nicht nur aus der Stadt zu kommen, ohne daß jemand ihre Flucht gewahrte, sondern selbst auch an die Mündung des nicht sehr entfernten Euphrats zu gelangen, und sich auf ein Fahrzeug einzuschiffen, welches eben im Begriffe war, die Anker zu lichten.

Denn gerade als sie anlangten, stand der Schiffshauptmann auf dem Verdecke, in der Mitte der Reisenden, und fragte sie: »Kinder, seyd ihr alle hier? Hat jemand von euch noch etwas in der Stadt zu thun oder vergessen?« Worauf jeder antwortete, sie wären alle da, und er könnte unter Segel gehen, wenn er wollte.

*) D. h. seine Nahrung sucht.

Sobald Nureddin sich eingeschifft hatte, fragte er, wohin das Schiff ginge, und war erfreut, zu vernehmen, daß es nach Bagdad ginge. Der Hauptmann ließ die Anker lichten, spannte Segel, und mit einem sehr günstigen Winde entfernte sich das Schiff von Balsora.

Hier in Balsora ging aber Folgendes vor, während Nureddin mit der schönen Perserinn dem Zorne des Königs entfloh.

Der Hauptmann der Wache kam an Nureddins Haus und pochte an die Thüre. Da niemand öffnete, ließ er sie einschlagen, und alsbald drangen seine Soldaten haufenweise hinein: sie durchsuchten alles, fanden aber weder Nureddin noch seine Sklavinn. Der Hauptmann ließ die Nachbarn fragen, und fragte sie selber, ob keiner sie gesehen hätte. Aber wenn diese sie auch gesehen hätten, so war Nureddin doch bei Allen so beliebt, daß keiner etwas gesagt haben würde, das ihm hätte nachtheilig seyn können.

Während man nun das Haus plünderte und schleifte, ging der Hauptmann hin und brachte dem Könige diese Nachricht: »Man suche sie überall, wo sie sich auch versteckt haben,« sagte der König, »ich will sie durchaus haben.«

Der Hauptmann der Wache ging auf neue Nachforschungen aus, und der König entließ den Wesyr Saouy mit Ehren. »Geh,« sagte er zu ihm, »kehre zurück in dein Haus, und sey unbesorgt wegen Nureddins Bestrafung: ich selber will dich wegen seiner Unverschämtheit rächen.«

Kurz, um alles aufzubieten, ließ der König

durch die öffentlichen Ausrufer in der ganzen Stadt bekannt machen: er würde demjenigen tausend Goldstücke geben, der ihm Nureddin mit seiner Sklavinn brächte; denjenigen dagegen strenge bestrafen, der sie etwa verborgen hielte.

Aber welche Mühe er sich auch gab, und welche Sorgfalt er auch anwenden ließ, es war ihm nicht möglich, irgend eine Kunde von ihnen zu erhalten; und der Wesyr Saouy hatte nur den Trost, zu sehen, daß der König sich seiner Sache angenommen hatte.

Nureddin und die schöne Perserinn schifften unterdessen weiter, und vollendeten ihre Fahrt mit allem möglichen Glücke. Sie erreichten endlich Bagdad; und sobald der Schiffshauptmann die Stadt erblickte, rief er, voll Freuden über die glücklich vollbrachte Fahrt, den Reisenden zu: »Kinder, freuet euch, da ist sie, diese große und wundervolle Stadt, der allgemeine und unaufhörliche Zusammenfluß aus allen Weltgegenden! Ihr werdet darin eine zahllose Volksmenge finden, und dort weder die unerträgliche Kälte des Winters, noch die übermäßige Hitze des Sommers ausstehen, sondern euch eines stäten Frühlings mit seinen Blumen und zugleich mit den köstlichsten Früchten des Herbstes, erfreuen.«

Als das Schiff ein wenig unterhalb der Stadt angelegt hatte, stiegen die Reisenden ans Land, und begaben sich jeder nach seiner Herberge.

Nureddin bezahlte fünf Goldstücke für seine Ueberfahrt, und stieg ebenfalls mit der schönen

Perserinn aus. Er war aber noch niemals in Bagdad gewesen, und wußte nicht, wo er einkehren sollte. Beide gingen lange neben Gärten hin, die ans Ufer des Tigris stießen, und kamen auch an einen, welcher von einer schönen und langen Mauer eingeschlossen war. Am Ende derselben wandten sie sich in eine lange wohlgepflasterte Straße, wo sie das Thor des Gartens und dabei einen schönen Springbrunnen erblickten.

Zweihundert und sechs und funfzigste Nacht.

Das Thor war sehr prächtig, und mit einer Vorhalle geziert, worin ein Sofa auf jeder Seite stand.

»Hier ist eine sehr bequeme Stelle,« sagte Nureddin zu der schönen Perserinn; »die Nacht kommt heran, und da wir auf dem Schiffe schon gespeist haben, so bin ich der Meinung, daß wir hier die Nacht zubringen. Morgen früh haben wir Zeit genug, uns nach einer Wohnung umzusehen. Was meinet ihr dazu?«

»Ihr wißt, Herr,« antwortete die schöne Perserinn, »daß euer Wille der meinige ist; bleiben wir hier, wenn es euch so beliebt.«

Sie nahmen jeder einen Trunk aus dem Springbrunnen, und legten sich dann auf einen der beiden Sofa's, wo sie sich noch einige Zeit unterhielten. Der Schlaf befiel sie endlich, und sie entschlummerten bei dem angenehmen Geplätscher des Wassers.

Der Garten gehörte dem Chalyfen, und in der Mitte desselben stand ein großer Saal, wel-

cher der Gemälde-Saal hieß, weil seine Hauptzierde aus Gemälden nach Persischer Art bestand, von der Hand mehrerer Persischen Maler, welche der Chalyf eigens hatte kommen lassen. Dieser große und prächtige Saal hatte vier und zwanzig Fenster, mit einem Kronleuchter an jedem; und diese vier und zwanzig Kronleuchter wurden nur angezündet, wenn der Chalyf hier den Abend zubrachte, und das Wetter so stille war, daß auch nicht ein Lüftchen wehte. Sie machten alsdann eine sehr schöne Erleuchtung, welche von der einen Seite sehr weit in der Gegend, und von einem großen Theile der Stadt aus, zu sehen war.

Es wohnte in diesem Garten nur ein Aufseher, und ein alter hochbejahrter Offizier, Namens Scheich-Ibrahim, versah diese Stelle, welche der Chalyf selber ihm zur Belohnung seiner Dienste ertheilt hatte. Der Chalyf hatte ihm streng anbefohlen, nicht allerlei Leute in den Garten einzulassen, und vor allem nicht zu leiden, daß man sich auf die beiden Sofa's außen am Thore setzte oder legte, damit sie immer reinlich blieben, und diejenigen zu bestrafen, die er darauf beträfe.

Ein Geschäft hatte den Aufseher genöthigt auszugehen, und er war noch nicht wieder zurückgekehrt. Endlich kam er, und es war noch hell genug, daß er die beiden Personen erblickte, die auf dem einen Sofa schliefen, und jede den Kopf mit einem Leintuche verhüllt hatten, zum Schutze gegen die Mücken.

»Schön,« sagte Scheich-Ibrahim bei sich

selber, »da sind Leute, die das Verbot des Chalyfen übertreten; ich will sie lehren, welche Ehrfurcht sie dem Chalyfen schuldig sind.«

Er öffnete leise die Thür; und einen Augenblick darnach kam er wieder mit einem dicken Stock in der Hand und mit aufgestreiften Aermeln. Er wollte schon aus aller Macht auf einen wie den andern losschlagen, aber er hielt noch inne und sprach bei sich selber:

»Scheich-Ibrahim, du willst sie schlagen, und bedenkst nicht, daß es vielleicht Fremdlinge sind, die nicht wissen, wo sie unterkommen sollen, und den Befehl des Chalyfen nicht kennen; es ist besser, daß du zuvor zusiehst, wer sie sind.«

Er hob also die Leintücher, die ihren Kopf bedeckten, mit großer Vorsicht auf, und gerieth in die höchste Verwunderung, als er einen so wohlgebildeten Jüngling und ein so schönes Fräulein erblickte. Er weckte Nureddin auf, indem er ihn sanft an den Füßen zog.

Nureddin erhob sogleich das Haupt, und als er einen Greis mit langem weißem Barte an seinen Füßen sah, richtete er sich empor, schob sich auf den Knien hin, und indem er die Hand des Greises faßte und küßte, sagte er zu ihm: »Gott erhalte euch, guter Vater! wünscht ihr etwas?«

»Mein Sohn,« erwiederte Scheich-Ibrahim, »wer seyd ihr? wo kommt ihr her?«

»Wir sind Fremde, die eben hier angekommen,« antwortete Nureddin, »und wollten hier die Nacht zubringen bis morgen.«

»Ihr würdet euch hier schlecht befinden,« versetzte Scheich-Ibrahim; »kommet herein, ich

will euch ein bequemeres Nachtlager geben; und der Anblick des Gartens, der sehr schön ist, wird euch erfreuen, so lange es noch dämmert.«

»Und gehört dieser Garten euch?« fragte Nureddin.

»Allerdings gehört er mir,« antwortete Scheich-Ibrahim lächelnd; »es ist ein Erbtheil meines Vaters; kommet nur herein, es wird euch nicht gereuen, ihn zu sehen.«

Nureddin stand auf, indem er Scheich-Ibrahim bezeigte, wie sehr er ihm für seine Höflichkeit verpflichtet wäre, und trat mit der schönen Perserinn in seinen Garten. Scheich-Ibrahim verschloß die Thüre, ging dann vor ihnen her, und führte sie auf eine Stelle, wo sie fast mit Einem Blicke die Anlage, die Größe und Schönheit des Gartens übersahen.

Nureddin hatte zu Balsora viel schöne Gärten gesehen, aber noch keinen, der diesem zu vergleichen wäre. Als er alles aufmerksam betrachtet und einige Baumgänge durchwandelt hatte, wandte er sich zu dem Aufseher, der ihn begleitete, und fragte ihn, wie er hieße? Und als dieser ihm geantwortet hatte, daß er sich Scheich-Ibrahim nennete, sagte er zu ihm: »Scheich-Ibrahim, ich muß gestehen, dies ist ein wundervoller Garten; Gott erhalte euch lange darin! Wir können euch nicht genug für die Güte danken, daß ihr uns einen so sehenswürdigen Ort sehen lasset; es ist billig, daß wir euch auf irgend eine Weise unsere Erkenntlichkeit dafür bezeigen. Nehmet, da sind zwei Goldstücke; ich

bitte euch, nur etwas zu essen zu verschaffen, damit wir uns zusammen erfreuen.«

Bei dem Anblicke der beiden Goldstücke schmunzelte Scheich-Ibrahim, der dieses Metall sehr liebte, in seinen Bart; er nahm sie; und indem er Nureddin und die schöne Perserinn verließ, um seinen Auftrag auszurichten (denn er war allein), sprach er sehr vergnüglich bei sich selber: »Das sind doch brave Leute; ich würde mir selber großen Schaden gethan haben, wenn ich die Unbesonnenheit gehabt hätte, sie zu mißhandeln und wegzujagen. Ich will sie mit dem zehnten Theile dieses Goldes fürstlich bewirthen, und das Uebrige bleibt mir für meine Mühe.«

Während Scheich-Ibrahim ausging, etwas zum Abendessen einzukaufen, sowohl für sich, als für seine Gäste, lustwandelten Nureddin und die schöne Perserinn in dem Garten, und gelangten zu dem Saale der Gemälde, welcher in der Mitte stand. Sie standen still und betrachteten seinen bewundernswürdigen Bau, seine Größe und Höhe; und nachdem sie ringsumher gegangen waren, um ihn von allen Seiten zu beschauen, stiegen sie über eine große Treppe von weißem Marmor zu der Thüre des Saales hinauf; aber sie fanden sie verschlossen.

Nureddin und die schöne Perserinn stiegen eben die Treppe wieder herunter, als Scheich-Ibrahim, mit Lebensmitteln beladen, ankam.

»Scheich-Ibrahim,« sagte Nureddin zu ihm mit Verwunderung, »habt ihr uns nicht gesagt, daß der Garten euch gehört?«

»Ich habe es gesagt,« antwortete Scheich-

Ibrahim, »und ich wiederhole es nochmals. Weshalb thut ihr mir diese Frage?«

»Und dieser prächtige Saal,« fuhr Nureddin fort, »gehört der euch auch?«

Scheich-Ibrahim versah sich dieser zweiten Frage nicht, und schien ein wenig verwirrt. »Wenn ich sage, daß er mir nicht gehört,« sprach er bei sich selber, »so werden sie mich alsbald fragen, wie ich der Herr des Garten seyn könne, ohne zugleich der des Saales zu seyn!« Da er gern vorgeben wollte, daß der Garten sein wäre, so behauptete er auch dasselbe von dem Saale. »Mein Sohn,« antwortete er, »der Saal ist nicht ohne den Garten, einer wie der andere gehören mir.«

»Wenn das ist,« fuhr hierauf Nureddin fort, »und ihr uns diese Nacht gern zu Gästen haben wollt, so bitte ich euch, machet uns das Vergnügen, uns das Innere davon sehen zu lassen; nach dem Aeußern zu urtheilen, muß es von außerordentlicher Pracht seyn.«

Es wäre unhöflich von Scheich-Ibrahim gewesen, wenn er Nureddin diese Bitte versagt hätte, nachdem er schon so zuvorkommend gegen ihn gewesen war. Er bedachte überdies, daß der Chalyf ihn nicht von seiner Ankunft benachrichtigt hatte, wie er doch zu thun pflegte, daß er also diesen Abend nicht kommen würde, und daß er mithin seine Gäste darin bewirthen und selber mit ihnen essen könnte.

Er setzte die mitgebrachten Speisen auf die erste Treppenstufe, und ging nach seiner Wohnung, um den Schlüssel zu holen. Er kam mit einem Lichte zurück, und öffnete die Thüre.

Nureddin und die schöne Perserinn traten in den Saal, und fanden ihn so überraschend, daß sie nicht müde werden konnten, die Schönheit und den Reichthum desselben zu bewundern. Denn, der Gemälde zu geschweigen, so waren die Sofa's höchst prächtig; und außer den Kronleuchtern, die in jedem Fenster hingen, war noch an jeder Wand zwischen ihnen ein silberner Armleuchter mit einer Wachskerze. Nureddin konnte alle diese Dinge nicht betrachten, ohne sich des Glanzes zu erinnern, in welchem er gelebt hatte, und darüber zu seufzen.

Scheich-Ibrahim brachte unterdessen die Speisen herein, und bereitete den Tisch vor einem Sofa, und als alles bereit war, setzten sich Nureddin, die schöne Perserinn und er zu Tische, und aßen zusammen.

Als sie fertig waren, und ihre Hände gewaschen hatten, öffnete Nureddin ein Fenster, und rief der schönen Perserinn: »Kommet her, und bewundert mit mir die herrliche Aussicht und die Schönheit des Gartens im Mondscheine; es gibt nichts Reizenderes.«

Sie trat zu ihm hin, und beide genossen mit einander des schönen Schauspiels, während Scheich-Ibrahim den Tisch abräumte.

Als Scheich-Ibrahim dies abgethan hatte, und wieder zu seinen Gästen kam, fragte ihn Nureddin, ob er ihnen nicht auch etwas zu trinken vorzusetzen hätte. »Was für ein Getränk möchtet ihr wohl?« versetzte Scheich-Ibrahim. »Wollt ihr Sorbet? Ich habe den köstlichsten;

aber ihr wißt wohl, mein Sohn, daß man den Sorbet nicht nach dem Abendessen trinkt.«

»Ich weiß es wohl,« erwiederte Nureddin; »es ist auch nicht Sorbet, darum wir euch bitten; es ist ein anderes Getränk: ich wundere mich, daß ihr mich nicht verstehet.«

»Ah, es ist also Wein, was ihr meinet?« versetzte Scheich-Ibrahim. »Ihr habt's errathen,« antwortete ihm Nureddin: »wenn ihr welchen habt, so thut uns den Gefallen, uns eine Flasche davon zu bringen. Ihr wißt, daß man ihn nach dem Abendessen trinkt, um sich bis zum Schlafengehen die Zeit zu vertreiben.«

»Gott bewahre, daß ich Wein im Hause haben sollte,« rief Scheich-Ibrahim aus, »ja, daß ich auch nur einem Orte nahen sollte, wo er zu haben ist! Ein Mann, wie ich, der viermal die Wallfahrt nach Mekka gemacht, hat für sein ganzes Leben auf den Wein Verzicht gethan.«

»Ihr würdet uns gleichwohl einen großen Gefallen thun, uns welchen zu verschaffen,« fuhr Nureddin fort; »und wenn euch nicht die Mühe verdrießt, so will ich euch ein Mittel dazu lehren, ohne daß ihr in die Schenke tretet, oder die Hand an das leget was es darin gibt.«

»Unter dieser Bedingung will ich es wohl thun,« antwortete Scheich-Ibrahim; »saget mir nur, was ich thun soll.«

»Wir haben am Eingange eures Gartens einen Esel angebunden gesehen,« fuhr nun Nureddin fort; »vermuthlich gehört er euch, und dient zu eurem nöthigen Gebrauche. Hier habt ihr noch zwei Goldstücke: nehmet den Esel mit seinen Körben

und gehet zu der ersten besten Schenke, ohne euch weiter ihr zu nähern, als euch beliebt; gebet einem Vorübergehenden eine Kleinigkeit, und bittet ihn, mit dem Esel zur Schenke zu gehen, dort zwei Krüge Wein zu kaufen, in jeden Korb einen zu setzen, und euch den Esel zurückbringen, nachdem er den Wein von dem Gelde bezahlt hat, das ihr ihm dazu mitgeben müßt. Dann dürft ihr nur den Esel vor euch hertreiben bis zu uns, und wir wollen schon selber die Krüge aus den Körben nehmen. Auf solche Weise thut ihr nichts, was euch das geringste Bedenken erregen könnte.«

Die beiden neuen Goldstücke, die Scheich-Ibrahim eben empfing, machten einen starken Eindruck auf sein Gemüth. »Ah, mein Sohn,« rief er aus, als Nureddin geendigt hatte, »was ihr es gut versteht! Ohne euch würde ich nie auf dieses Mittel gefallen seyn, euch, ohne mein Gewissen zu beschweren, Wein zu verschaffen.«

Er verließ sie, um seinen Auftrag auszurichten; und er entledigte sich desselben in kurzer Zeit.

Sobald er zurückkam, stieg Nureddin hinab, hob die beiden Krüge aus den Körben, und trug sie in den Saal.

Scheich-Ibrahim führte den Esel wieder dahin, wo er ihn geholt hatte; und als er zurückkam, sagte Nureddin zu ihm: »Wir können euch nicht genug für die Mühe danken, welche ihr euch gegeben habt; aber es fehlt uns noch etwas.« — »Nun was denn?« fragte Scheich-

Ibrahim; »was kann ich noch thun, euch zu dienen?« — »Wir haben keine Trinkschaalen,« fuhr Nureddin fort; »und einige Früchte würden uns sehr wohl thun, wenn ihr welche hättet.« — »Ihr habt nur zu befehlen,« erwiederte Scheich-Ibrahim, »es soll euch an nichts fehlen, was ihr nur immer wünschen möget.«

Scheich-Ibrahim stieg hinab, und in kurzer Zeit bereitete er ihnen einen Nachtisch, besetzt mit mehreren Arten von Früchten in schönen Porzelangefäßen, und mit Schaalen von Gold und Silber, nach Belieben; und nachdem er sie gefragt hatte, ob sie noch irgend etwas bedürften, entfernte er sich, und wollte durchaus nicht bleiben, so dringend sie ihn auch darum baten.

Nureddin und die schöne Perserinn setzten sich nun wieder an den Tisch, und fingen damit an, einen Trunk zu thun: sie fanden den Wein vortrefflich.

»Nun, meine Schöne,« sagte Nureddin zu der schönen Perserinn, »sind wir nicht die glücklichsten Leute von der Welt, daß der Zufall uns an einen so angenehmen und reizenden Ort geführt hat? Lasset uns fröhlich seyn und uns von der Unlust unserer Reise erholen. Kann mein Glück größer seyn, wenn ich auf der einen Seite euch habe, und auf der andern die Trinkschaale?«

Sie tranken zu wiederholten Malen, unterhielten sich vergnüglich, und sangen abwechselnd ihr Lied.

Da sie beide eine vollkommen schöne Stimme hatten, besonders die schöne Perserinn, so zog ihr Gesang den Scheich-Ibrahim an, und er

hörte ihnen lange mit Vergnügen von der Treppe zu, ohne sich sehen zu lassen. Endlich kam er hervor, und indem er den Kopf durch die Thüre steckte, rief er dem Nureddin zu, den er schon berauscht wähnte: »Bravo, Herr! ich bin erfreut, euch so lustig zu sehen.«

»Ah, Scheich-Ibrahim!« rief Nureddin, indem er sich nach ihm umdrehte, »was ihr für ein wackerer Mann seyd, und wie wir euch verbunden sind! Wir dürfen euch nicht bitten, eins mit uns zu trinken; aber tretet doch nur herein. Kommet näher, und erzeiget uns wenigstens die Ehre, uns Gesellschaft zu leisten.«

»Fahret fort, fahret fort,« erwiederte Scheich-Ibrahim; »ich habe genug an dem Vergnügen, eure schönen Gesänge zu hören.«

Und mit diesen Worten verschwand er wieder.

Zweihundert und sieben und funfzigste Nacht.

Die schöne Perserinn bemerkte, daß Scheich-Ibrahim auf der Treppe stehen blieb, und benachrichtigte Nureddin davon. »Herr,« setzte sie hinzu, »ihr seht, daß er einen Abscheu vor dem Weine bezeigt: gleichwohl zweifle ich nicht, ihn zum Trinken zu bringen, wenn ihr thun wollt, was ich euch sage.« — »Und was denn?« fragte Nureddin; »ihr dürft nur befehlen, ich thue alles, was ihr wollt.«

»Beredet ihn nur, herein zu treten und bei uns zu bleiben,« sagte sie; »ein Weilchen darnach schenket zu Trinken ein, und bietet ihm die Schaale dar; wenn er es euch versagt, so

trinket, und darauf thut, als wenn ihr einschliefet: für das Uebrige lasset mich sorgen.«

Nureddin verstand die Absicht der schönen Perserinn; er rief Scheich-Ibrahim, der gleich wieder an der Thüre erschien. »Scheich-Ibrahim,« sagte er zu ihm, »wir sind eure Gäste, und ihr habt uns auf die höflichste Weise von der Welt aufgenommen: warum wolltet ihr uns nun die Bitte abschlagen, uns mit eurer Gesellschaft zu beehren. Wir verlangen von euch nicht, daß ihr trinken sollt, sondern nur das Vergnügen euch zu sehen.«

Scheich-Ibrahim ließ sich bereden; er trat herein und setzte sich auf den Rand des zunächst an der Thüre stehenden Sofa's. »Ihr sitzt da nicht gut, und wir können so nicht die Ehre haben, euch zu sehen,« sagte darauf Nureddin; »kommet näher, ich bitte euch darum, und setzet euch neben meine Frau: sie wird es gern sehen.«

»So thue ich denn, was ihr befehlet,« sagte Scheich-Ibrahim. Er näherte sich, und indem er vor Vergnügen schmunzelte, bei einer so reizenden Frau zu seyn, setzte er sich in einiger Entfernung von der schönen Perserinn.

Nureddin bat sie, zum Danke für die Ehre, welche Scheich-Ibrahim ihnen erzeigte, ein Lied zu singen; und sie sang eins, das ihn zum Entzücken hinriß.

Als die schöne Perserinn ausgesungen hatte, schenkte Nureddin Wein in eine Schaale, und bot sie Scheich-Ibrahim dar, mit den Worten: »Scheich-Ibrahim, trinket einmal auf unsere Gesundheit, ich bitte euch darum.«

»Herr,« erwiederte er, indem er zurückschauderte, als wenn der bloße Anblick des Weines ihm schon ein Greuel wäre, »ich bitte euch, mich zu entschuldigen; ich habe euch schon gesagt, daß ich vorlängst den Wein abgelobt habe.«

»Weil ihr denn durchaus nicht auf unsere Gesundheit trinken wollt,« sagte Nureddin, »so werdet ihr doch vergönnen, daß ich auf die eurige trinke.«

Während Nureddin trank, durchschnitt die schöne Perserinn einen Apfel, und bot die eine Hälfte dem Scheich-Ibrahim dar, indem sie zu ihm sagte: »Ihr habt nicht trinken wollen; aber ich glaube nicht, daß ihr eben so viel Schwierigkeit machen werdet, von diesem Apfel zu kosten, der vortrefflich ist.«

Scheich-Ibrahim konnte es einer so schönen Hand nicht abschlagen; er nahm mit einer Verneigung des Hauptes den Apfel und führte ihn an den Mund. Sie sagte ihm darüber einige Schmeicheleien, während Nureddin sich über den Sofa zurücklehnte und sich stellte, als wenn er schliefe. Sogleich rückte die schöne Perserinn näher zu Scheich-Ibrahim, und sagte leise zu ihm: »Da seht ihr es; so macht er es immer, so oft wir uns zusammen erlustigen: kaum hat er zwei Züge getrunken, so schläft er ein, und läßt mich allein. Aber ich glaube, ihr werdet mir gern Gesellschaft leisten, während er schläft.«

Die schöne Perserinn nahm eine Schaale, füllte sie mit Wein, und bot sie Scheich-Ibrahim, indem sie zu ihm sagte: »Nehmet und trin-

ket auf meine Gesundheit; ich will euch Bescheid thun.«

Scheich-Ibrahim machte noch große Schwierigkeiten, er bat sie sehr dringend, es ihm zu erlassen; sie aber setzte ihm so lebhaft zu, daß er, überwunden von ihren Reizen und Zureden, die Schaale nahm und sie rein austrank.

Der gute Greis liebte wohl ein Schlückchen; aber er scheute sich, es vor Leuten zu thun, die er nicht kannte. Er ging heimlich, wie so viele andere, in die Schenke, und er hatte keineswegs die Vorsicht gebraucht, welche Nureddin ihn zum Einkaufe des Weines gelehrt hatte. Er hatte ihn ohne Umstände bei dem Schenkwirthe gekauft, wo er wohl bekannt war; die Nacht hatte ihn zum Deckmantel gedient, und er hatte so das Geld gespart, welches er dem hätte geben müssen, dem er, nach Nureddins Anleitung, den Auftrag zum Einkaufe geben sollte.

Während Scheich-Ibrahim, nachdem er getrunken hatte, die Hälfte des Apfels aufaß, schenkte die schöne Perserinn ihm eine andere Schaale voll Weins, die er schon mit weniger Schwierigkeit annahm; und er machte gar keine mehr bei der dritten. Er trank endlich die vierte; wobei Nureddin that, als wenn er aus dem Schlaf erwachte; er richtete sich auf, und indem er ihn mit lautem Lachen ansah, rief er ihm zu:

»Ha, ha, Scheich-Ibrahim, ich ertappe euch; ihr habt mir gesagt, ihr habet den Wein abgelobt, und gleichwohl trinkt ihr ihn!«

Scheich-Ibrahim versah sich dieser Ueberra-

schung nicht, und die Röthe stieg ihm etwas ins Angesicht. Jedoch hinderte ihn dies nicht, die Schaale zu leeren, und als er es gethan hatte, sagte er lächelnd: »Herr, wenn es Sünde ist, was ich gethan habe, so fällt sie nicht auf mich, sondern auf eure Frau: wie vermöchte man so vielen Reizen zu widerstehen!«

Die schöne Perserinn, die sich mit Nureddin verstand, vertheidigte Scheich-Ibrahim, und sagte zu ihm: »Scheich-Ibrahim, lasset ihn reden, und thut euch keinen Zwang an; fahret fort, mit uns zu trinken, und seyd fröhlich.«

Bald darauf schenkte Nureddin sich und dann der schönen Perserinn ein. Als Scheich-Ibrahim sah, daß Nureddin ihn überging, nahm er eine Schaale und hielt sie ihm hin, indem er sagte: »Und ich, soll ich nicht eben so gut trinken, als ihr?«

Bei diesen Worten Scheich-Ibrahims brachen Nureddin und die schöne Perserinn in ein lautes Lachen aus. Nureddin schenkte ihm ein, und sie fuhren fort zu scherzen, zu lachen und zu trinken, bis gegen Mitternacht.

Um diese Zeit ungefähr bemerkte die schöne Perserinn, daß der Tisch nur von einer Kerze erleuchtet war.

»Scheich-Ibrahim,« sagte sie zu dem guten alten Aufseher, »ihr habt uns nur ein Licht gebracht, und da sind so viele schöne Wachskerzen! Ich bitte euch, machet uns das Vergnügen, sie anzuzünden, damit wir heller sehen.«

Scheich-Ibrahim bediente sich der Freiheit, welche der Wein gibt, wenn der Kopf erhitzt ist;

und um nicht eine Erzählung zu unterbrechen, womit er Nureddin unterhielt, sagte er zu der Schönen: »Zündet sie selber an; das geziemt euch auch besser, da ihr noch so jung seyd: aber hütet euch wohl, aus guten Gründen, mehr als fünf oder sechs anzuzünden; das genügt.«

Die schöne Perserinn stand auf, nahm eine Kerze, setzte sie an dem Lichte, das auf dem Tische stand, in Brand, und zündete alle vier und zwanzig Wachskerzen an, ohne sich daran zu kehren, was Scheich-Ibrahim ihr gesagt hatte.

Einige Zeit darauf, während Scheich-Ibrahim die schöne Perserinn von einem andern Gegenstande unterhielt, bat ihn wieder Nureddin, auch einige Kronleuchter anstecken zu lassen. Ohne wahrzunehmen, daß schon alle Kerzen der Armleuchter brannten, erwiederte Scheich-Ibrahim: »Ihr müßt wohl sehr träge seyn, und nicht so rüstig als ich, daß ihr sie nicht selber anzünden könnt. Gehet und stecket sie an, aber nicht mehr als drei.«

Anstatt nur so viele anzuzünden, zündete Nureddin sie alle an, und öffnete die vier und zwanzig Fenster; worauf Scheich-Ibrahim, von der Unterhaltung der schönen Perserinn festgehalten, auch nicht Acht gab. —

Der Chalyf Harun Arreschyd hatte sich um diese Zeit noch nicht zur Ruhe begeben; er war in einem Saale seines Palastes, der an den Tiger stieß und die Aussicht nach dem Garten und dem Saale der Gemälde hatte. Zufällig öffnete er ein Fenster nach dieser Seite hin, und war

höchst erstaunt, den Saal ganz erleuchtet zu sehen, und um so mehr, als der helle Schein ihn anfangs verleitete, zu glauben, daß in der Stadt Feuer wäre.

Der Groß-Wesyr Giafar war noch bei ihm, und erwartete nur den Augenblick, daß der Chalyf zu Ruhe ginge, um sich nach Hause zu begeben. Der Chalyf rief ihm in großem Zorne, und sprach zu ihm: »Komm, nachlässiger Wesyr, tritt her, und betrachte den Saal der Gemälde, und sage mir, warum ist er zu dieser Stunde erleuchtet, ohne daß ich dort bin?«

Der Groß-Wesyr zitterte bei dieser Neuigkeit schon vor Furcht, daß dem so seyn könnte. Er näherte sich, und er zitterte noch mehr, als er sah, daß es wirklich so war, wie der Chalyf gesagt hatte. Der Chalyf mußte indessen durch einen Vorwand besänftigt werden. »Beherrscher der Gläubigen,« sprach er zu ihm, »ich kann Euer Majestät nichts anderes hierüber sagen, als daß vor vier oder fünf Tagen Scheich-Ibrahim zu mir kam, und mir seine Absicht bezeigte, eine Versammlung der Geistlichen seiner Mosche anzustellen, zu einer gewissen Feier, welche er sich freute, unter der glücklichen Regierung Euer Majestät zu begehen. Ich fragte ihn, was er wünschte, daß ich bei dieser Gelegenheit für ihn thun sollte: worauf er mich bat, ihm von Euer Majestät die Erlaubniß auszuwirken, daß er die Versammlung und Feier in dem Gartensaale anstellen dürfte. Ich entließ ihn mit der Erlaubniß, es zu thun, und sagte ihm, daß ich nicht verfehlen würde, mit Euer Majestät davon zu

sprechen: und ich bitte nun um Verzeihung, daß ich es vergessen habe. — Scheich-Ibrahim,« fuhr er fort, »hat vermuthlich diesen Tag zu der Feierlichkeit gewählt, und bei der Bewirthung der Geistlichen seiner Moschee, hat er ihnen ohne Zweifel das Vergnügen dieser Erleuchtung gewähren wollen.«

»Giafar,« erwiederte der Chalyf mit einem Tone, der anzeigte, daß er etwas besänftigt war, »nach dem, was du mir da gesagt, hast du drei unverzeihliche Fehler begangen. Erstens, daß du dem Scheich-Ibrahim die Erlaubniß gegeben hast, diese Feier in meinem Saale anzustellen: ein bloßer Aufseher ist kein so bedeutender Beamter, daß ihm eine solche Ehre gebürte. Zweitens, daß du mir nichts davon gesagt hast; und der dritte ist, daß du nicht die wahre Absicht des guten Alten errathen hast. Denn, ich bin überzeugt, daß er keine andere gehabt hat, als zu sehen, ob er nicht eine Beisteuer zu den Kosten dieses Festes erlangen könnte. Du hast nicht daran gedacht, und ich nehme es ihm nicht übel, sich durch diese große Erleuchtung dafür zu rächen, daß er sie nicht erhalten hat.«

Der Groß-Wesyr war froh, daß der Chalyf die Sache auf diese Weise nahm; er nahm gern die Fehler auf sich, welche der Chalyf ihm vorwarf, und gestand freimüthig sein Unrecht, daß er Scheich-Ibrahim nicht etliche Goldstücke gegeben hätte.

»Weil dem also ist,« fügte der Chalyf lächelnd hinzu, »so ist es billig, daß du für deine Fehler bestraft werdest: aber die Strafe soll nur leicht

seyn, nämlich, du sollst mit mir den übrigen Theil der Nacht in Gesellschaft dieser guten Leute zubringen, die ich gern sehen will. Während ich ein bürgerliches Kleid anlege, so geh und verkleide dich mit Mesrur ebenso, und kommet beide mit mir.«

Der Wesyr Giafar stellte ihm vor, daß es schon spät wäre, und daß die Gesellschaft schon aus einander gegangen seyn würde, bevor er hinkäme; der Chalyf aber erwiederte, daß er durchaus hingehen wollte. Da alles, was der Wesyr ihm gesagt hatte, ersonnen war, so war derselbe in Verzweiflung über diesen Entschluß; jedoch mußte er ohne Widerrede gehorchen.

Zweihundert und acht und funfzigste Nacht.

Der Chalyf verließ also, als Bürger verkleidet, mit dem Groß-Wesyr Giafar, und Mesrur, dem Oberhaupte der Verschnitteren, seinen Palast, und ging durch die Straßen von Bagdad nach dem Garten. Das Thor stand offen, durch Scheich-Ibrahims Nachlässigkeit, der bei der Rückkehr von der Weinschenke vergessen hatte, es zuzuschließen. Der Chalyf war darüber ärgerlich, und sagte zu dem Groß-Wesyr: »Giafar, was sagst du, daß das Thor so spät offen steht? Sollte das Scheich-Ibrahims Gewohnheit seyn, es so die Nacht hindurch offen zu lassen? Ich will lieber glauben, daß die Verwirrung des Festes ihn zu diesem Fehler verleitet hat.«

Der Chalyf trat in den Garten, und ging

nach dem Saale. Da er nicht zu demselben hinaufsteigen wollte, bevor er wüßte, was darin vorginge, berieth er sich mit dem Groß-Wesyr, ob er nicht auf einen der zunächst daran stehenden Bäume steigen sollte, um hinein zu schauen. Der Groß-Wesyr aber bemerkte, daß die Saalthüre halb offen stand, und sagte es ihm. Scheich-Ibrahim hatte sie so offen gelassen, als er sich hatte überreden lassen, hineinzugehen und Nureddin und der schönen Perserinn Gesellschaft zu leisten.

Der Chalyf gab also seinen ersten Vorsatz auf, und stieg ohne Geräusch bis zur Saalthüre hinan. Diese stand nur so weit offen, daß er die da drinnen waren, sehen konnte, ohne gesehen zu werden. Seine Ueberraschung konnte nicht größer seyn, als er eine Frau von einer Schönheit ohne gleichen, und einen der wohlgebildetesten jungen Männer und Scheich-Ibrahim mit ihnen am Tische sitzen sah.

Scheich-Ibrahim hielt eben die Schaale in der Hand, und sagte zu der schönen Perserinn: »Meine schöne Herrinn, ein guter Trinker muß niemals trinken, ohne zuvor sein Liedchen zu singen. Gebet mir die Ehre und höret mir zu, es ist eins der artigsten Lieder.«

Scheich-Ibrahim sang nun, und der Chalyf war darüber um so mehr erstaunt, als es ihm bis jetzt unbekannt gewesen, daß der Alte Wein tränke, und da er ihn für einen weisen und gesetzten Mann gehalten hatte, wie er ihm bisher immer erschienen war.

Er entfernte sich von der Thüre wieder mit derselben Vorsicht, wie er sich genähert hatte, und kam zu dem Groß-Wesyr Giafar, der etliche Stufen tiefer stehen geblieben war. »Steig hinauf,« sagte er zu ihm, »und sieh zu, ob die da drinnen Geistliche der Moschee sind, wie du mir hast einbilden wollen.«

An dem Tone, womit der Chalyf diese Worte aussprach, erkannte der Groß-Wesyr gar wohl, daß die Sache übel abliefe. Er stieg hinauf, und als er durch die Oeffnung der Thüre hinein sah, zitterte er vor Furcht für sich selber, da er eben diese drei Personen erblickte, und die Verfassung, worin sie sich befanden.

Er kam ganz verwirrt wieder zu dem Chalyfen, und wußte nicht, was er ihm sagen sollte. »Welche Unordnung,« sprach der Chalyf zu ihm, »daß Leute die Dreistigkeit haben, in meinen Garten und Saal zu kommen, und sich darin zu erlustigen, und daß Scheich-Ibrahim sie herein läßt, sie duldet, ja sich mit ihnen lustig macht! Bei alle dem glaube ich kaum, daß man ein schöneres und stattlicheres junges Paar sehen kann. Bevor ich meinen Zorn ausbrechen lasse, will ich mich noch näher unterrichten und wissen, wer sie sind, und welcher Anlaß sie hieher führt.«

Er trat wieder an die Thüre, um sie weiter zu beobachten, und der Wesyr, der ihm folgte, blieb hinter ihm stehen, während er hinein schaute. Sie hörten beide, daß Scheich-Ibrahim zu der schönen Perserinn sagte: »Liebenswürdige Frau, habt ihr noch irgend etwas zu wünschen,

was die Freude dieses Abends erhöhen könnte.«
— »Mich dünkt,« erwiederte die schöne Perserinn, »alles wäre vollkommen, wenn ihr noch ein Saitenspiel hättet, und es mir bringen wolltet.« — »Herrinn,« antwortete Scheich-Ibrahim, »könnt ihr die Laute spielen?« — »Bringet eine her,« antwortete die junge Perserinn, »ihr sollt es hören.«

Ohne weit von seinem Platze zu gehen, nahm Scheich-Ibrahim eine Laute aus einem Schranke, und überreichte sie der schönen Perserinn, die sogleich anfing, sie zu stimmen.

Der Chalyf drehte sich unterdessen nach dem Groß-Wesyr um, und sagte zu ihm: »Giafar, die junge Frau wird auf der Laute spielen; spielt sie gut, so will ich ihr verzeihen, desgleichen dem jungen Manne um ihretwillen: dich aber lasse ich sicherlich aufhängen.« — »Beherrscher der Gläubigen,« erwiederte der Groß-Wesyr, »wenn dem so ist, so bitte ich Gott, daß sie schlecht spielen möge.« — »Warum das?« fragte der Chalyf. »Je mehr wir unser sind,« antwortete der Groß-Wesyr, »desto leichter werden wir uns trösten können, in schöner und guter Gesellschaft zu sterben.«

Der Chalyf, der gute Einfälle liebte, lachte über diese Antwort, dann drehte er sich wieder nach der Oeffnung der Thüre und horchte, um die schöne Perserinn spielen zu hören.

Das Vorspiel der schönen Perserinn ließ den Chalyfen alsbald erkennen, daß sie meisterhaft spielte. Hierauf fing sie ein Lied an zu singen, und begleitete ihre wundervolle Stimme mit der

Laute; sie that dieß mit solcher Kunst und Vollendung, daß der Chalyf davon bezaubert wurde.

Sobald die schöne Perserinn aufgehört hatte zu singen, stieg der Chalyf die Treppe hinab, und der Wesyr Giafar folgte. Als er unten war, sagte er zu dem Wesyr: »Zeit meines Lebens habe ich keine schönere Stimme, noch besser die Laute spielen gehört; Isaak 5), den ich für den geschicktesten Lautenspieler auf der Welt hielt, kommt ihr nicht gleich. Ich bin damit so zufrieden, daß ich hineingehen will, um sie in meiner Gegenwart spielen zu hören: es frägt sich nur, wie ich dies anstellen soll.«

»Beherrscher der Gläubigen,« erwiederte der Groß-Wesyr, »wenn ihr hineingeht und Scheich-Ibrahim euch erkennt, so ist er vor Schrecken des Todes.« — »Das ist es auch, was ich besorge,« versetzte der Chalyf, »und es sollte mir Leid thun, die Ursache seines Todes zu seyn, nachdem er mir so lange gedient hat. Mir fällt etwas ein, wodurch es wohl gelingen kann; bleib du mit Mesrur hier, und erwartet in dem nächsten Baumgange meine Rückkunft.«

Zweihundert und neun und funfzigste Nacht.

Die Nähe des Tigers hatte den Chalyfen veranlaßt, Wasser daraus in ein festausgemauertes Becken zu leiten, welches einen schönen Teich bildete, wo die besten Fische des Tigers sich hineingezogen hatten. Die Fischer wußten dieß wohl, und sie hätten sehr gern die Freiheit gehabt, darin zu fischen; aber der Chalyf

hatte es Scheich-Ibrahim ausdrücklich verboten, jemand dorthin zu lassen. Eben diese Nacht hatte gleichwohl ein Fischer, der an dem Gartenthore vorbeiging, nachdem der Chalyf hineingetreten war und es offen gelassen, wie er es gefunden hatte, die Gelegenheit benutzt, und sich in den Garten nach dem Teiche geschlichen.

Dieser Fischer hatte seine Netze ausgeworfen, und war eben im Begriffe, sie ans Land zu ziehen, als der Chalyf, der aus der Nachlässigkeit Scheich-Ibrahims wohl vermuthete, was geschehen war, und diesen Umstand zu seinem Zwecke benutzen wollte, eben dorthin kam. Ungeachtet seiner Verkleidung erkannte der Fischer ihn doch, warf sich sogleich zu seinen Füßen und bat um Verzeihung, indem er sich durch seine Armuth entschuldigte.

»Steh auf, und fürchte nichts,« erwiederte der Chalyf; »zieh nur dein Netz heraus, damit ich sehe, was für Fische darin sind.«

Der beruhigte Fischer gehorchte sofort dem Befehle des Chalyfen, und zog fünf oder sechs schöne Fische heraus, von welchen der Chalyf die beiden größten auswählte und sie mit einer Ruthe bei den Kiefern zusammen binden ließ. Hierauf sagte er zu dem Fischer: »Gib mir dein Kleid, und nimm das meine.«

Der Tausch geschah in wenig Augenblicken; und nachdem der Chalyf von den Schuhen bis zum Turban als Fischer verkleidet war, sagte er zu dem Fischer: »Nimm dein Netz, und geh deinem Gewerbe nach.«

Als der Fischer, sehr zufrieden mit seinem

guten Glücke, weggegangen war, nahm der Chalyf die beiden Fische in die Hand, und ging wieder zu dem Groß-Wesyr Giafar und Mesrur. Er stand vor dem Groß-Wesyr still, und dieser erkannte ihn nicht. »Was willst du?« sagte er zu ihm; »geh deines Weges.« Der Chalyf fing sogleich an zu lachen, und nun erkannte ihn der Groß-Wesyr: »Beherrscher der Gläubigen,« rief er aus, »ist es möglich, seyd ihr es? Ich erkannte euch nicht, und ich bitte euch tausendmal um Verzeihung wegen meiner Unhöflichkeit. Ihr könnt jetzt in den Saal gehen, ohne Furcht, daß Scheich-Ibrahim euch erkennen werde.« — »Bleibet also noch hier,« sagte er, »während ich meine Rolle spiele.«

Der Chalyf stieg nun nach dem Saale hinauf, und klopfte an die Thüre. Nureddin, der es zuerst hörte, sagte es Scheich-Ibrahim; und Scheich-Ibrahim fragte, wer da wäre. Der Chalyf öffnete die Thüre, und indem er nur einen Schritt in den Saal hinein that, um sich zu zeigen, antwortete er: »Scheich-Ibrahim, ich bin der Fischer Kerim [6]; da ich vernommen, daß ihr eure Freunde bewirthet, und jetzt eben zwei schöne Fische gefangen habe, so komme ich euch zu fragen, ob ihr sie nicht gebrauchen könnt.«

Nureddin und die schöne Perserinn freuten sich, als sie von Fischen reden hörten, und die schöne Perserinn sagte sogleich: »Scheich-Ibrahim, ich bitte euch, gewähret uns das Vergnügen, ihn herein kommen und uns seine Fische sehen zu lassen.«

Scheich-Ibrahim war nicht mehr im Stande,

den vorgeblichen Fischer zu fragen, wie oder wo er herein gekommen wäre; er dachte nur daran, der schönen Perserinn zu gefallen. Er drehte also den Kopf mit ziemlicher Mühe — soviel hatte er getrunken — nach der Thüre, und sagte lallend zu dem Chalyfen, den er für einen Fischer hielt: »Komm näher, du braver Nachtdieb, komm näher und laß dich sehen.«

Der Chalyf trat herein, indem er vollkommen alle Geberden eines Fischers nachmachte, und zeigte die beiden Fische vor.

»Das sind sehr schöne Fische,« sagte die schöne Perserinn; »ich möchte gern davon essen, wenn sie nur gekocht und gut zugerichtet wären.«

»Die gnädige Frau hat Recht:« sprach Scheich-Ibrahim; »was sollen wir mit deinen Fischen, wenn sie nicht zugerichtet sind? Geh, richte sie selber zu, und bringe sie uns: du findest alles dazu in meiner Küche.«

Der Chalyf ging wieder zu dem Groß-Wesyr Giafar, und sagte zu ihm: »Giafar, ich bin sehr wohl aufgenommen worden; aber sie verlangen die Fische zugerichtet.« — »Ich will sie zurichten,« sagte der Groß-Wesyr, »es soll im Augenblicke gethan seyn.« — »Mir liegt die Ausführung meines Plans so sehr am Herzen,« fuhr der Chalyf fort, »daß ich gern selber die Mühe übernehmen will. Da ich so gut den Fischer spiele, so kann ich auch wohl den Koch machen: ich habe mich in meiner Jugend mit der Küche abgegeben, und meine Sache nicht übel gemacht.«

Mit diesen Worten nahm er den Weg nach

Scheich-Ibrahims Wohnung, und der Groß-Wesyr und Mesrur folgten ihm dahin.

Sie legten alle drei Hand ans Werk, und obgleich die Küche Scheich-Ibrahims nicht groß war, so fehlte doch nichts von allem, was sie gebrauchten, und in kurzer Zeit hatten sie die Schüssel Fische zugerichtet.

Der Chalyf trug sie auf, und legte dabei jedem eine Zitrone hin, sich nach Belieben davon zu bedienen. Sie aßen mit großer Lust, besonders Nureddin und die schöne Perserinn; und der Chalyf wartete ihnen auf.

Als sie fertig waren, betrachtete Nureddin den Chalyfen, und sprach zu ihm: »Fischer, man kann keine trefflicheren Fische essen, und du hast uns das größte Vergnügen von der Welt gemacht.«

Zu gleicher Zeit fuhr er mit der Hand in seinen Busen und zog seine Börse hervor, in welcher sich dreißig Goldstücke befanden, der Rest von den vierzigen, die Sandschiar, der Thürhüter des Königs von Balsora, ihm vor seiner Abreise geschenkt hatte. »Nimm,« sagte er zu ihm, »ich würde dir mehr geben, wenn ich mehr hätte; ja ich würde dich aus der Armuth gerissen haben, wenn ich dich gekannt hätte, bevor ich mein Erbtheil verzehrte; nimm es indessen eben so gutwillig an, als wenn es ein ansehnlicheres Geschenk wäre.«

Der Chalyf nahm die Börse, dankte Nureddin dafür, und als er fühlte, daß Gold darin war, sagte er zu ihm: »Herr, ich kann euch nicht genug für eure Freigebigkeit danken. Es

ist ein großes Glück, mit so edlen Männern zu thun zu haben, wie ihr seyd; aber ehe ich mich entferne, so habe ich noch eine Bitte an euch, welche ihr mir ja gewähren müßt. Da sehe ich eine Laute, woraus ich schließe, daß die gnädige Frau darauf spielen kann. Wenn ihr sie dazu bewegen könntet, mir die Gnade zu erzeigen, und ein Stück darauf zu spielen, so würde ich als der vergnügteste Mensch von der Welt heimgehen: die Laute ist ein Saitenspiel, welches ich leidenschaftlich liebe.«

»Schöne Perserinn,« sagte sogleich Nureddin, indem er sich zu ihr wandte, »ich bitte euch um diese Gnade, und hoffe, ihr werdet sie nicht versagen.«

Sie nahm die Laute, und nachdem sie dieselbe in wenig Augenblicken gestimmt hatte, spielte und sang sie ein Lied, das den Chalyfen bezauberte. Zuletzt spielte sie ohne dazu zu singen, und sie that dies mit solcher Kraft und Anmuth, daß er davon zum Entzücken hingerissen wurde.

Als die schöne Perserinn aufhörte zu spielen, rief der Chalyf aus: »Welche Stimme, welche Hand und welches Spiel! Kann man besser singen, besser die Laute spielen! Nimmer hat man desgleichen gesehen, noch gehört!«

Nureddin, gewohnt alles, was ihm gehörte, denjenigen zu schenken, die es lobten, erwiederte: »Fischer, ich sehe wohl, daß du dich darauf verstehest: da sie dir so sehr gefällt, so ist sie dein, ich mache dir ein Geschenk damit.«

Zu gleicher Zeit stand er auf, nahm seinen Rock, den er abgelegt hatte, und wollte wegge-

hen, um den Chalyfen, den er nur für einen Fischer hielt, im Besitze der schönen Perserinn zu lassen.

Die schöne Perserinn, höchst erstaunt über Nureddins Freigebigkeit, hielt ihn zurück, und sagte zu ihm, ihn zärtlich anblickend: »Herr, wo wollt ihr denn hin? Ich bitte euch, setzet euch wieder auf euern Platz, und höret, was ich euch spielen und singen will.«

Er that, was sie wünschte; und nun rührte sie die Saiten, und mit Thränen in den Augen ihn anblickend, sang sie dazu aus dem Stegereife von ihr gedichtete Verse, worin sie ihm lebhaft seine geringe Liebe zu ihr vorwarf, weil er sie so leicht und mit solcher Kälte dem Kerim überließ. Sie meinte, ohne sich weiter darüber zu erklären, einem Fischer, wie Kerim, welchen sie eben so wenig, als er, für den Chalyfen erkannte. Als sie geendigt hatte, legte sie die Laute neben sich hin, und hielt ihr Schnupftuch vor das Gesicht, um ihre Thränen zu verbergen, die sie nicht zurückhalten konnte.

Nureddin erwiederte kein Wort auf ihre Vorwürfe, und sein Schweigen bezeugte, daß sein Geschenk ihn nicht gereute.

Aber der Chalyf voll Verwunderung über das, was er hier hörte, sprach zu ihm: »Herr, so wie ich sehe, so ist diese so schöne, so seltene, so bewundernswürdige Frau, welche ihr mir mit solcher Großmuth zum Geschenke gemacht habt, eure Sklavinn, und ihr seyd ihr Herr?«

»Allerdings, Kerim,« erwiederte Nureddin, »und du würdest noch weit mehr erstaunt seyn,

als du es jetzo scheinst, wenn ich dir alle die Unglücksfälle erzählete, welche mir in Betreff ihrer begegnet sind.« — »O, ich bitte euch, Herr,« versetzte der Chalyf, immer sehr gut die Rolle des Fischers spielend, »erzeiget mir den Gefallen, und erzählet mir ihre Geschichte.«

Nureddin, der ihm eben schon etwas viel Wichtigeres gewährt hatte, obwohl er ihn nur für einen Fischer hielt, wollte ihm auch gern noch diesen Gefallen thun. Er erzählte ihm also seine ganze Geschichte, von Anfang her, wie der Wesyr, sein Vater, die schöne Perserinn für den König von Balsora gekauft hatte, und verschwieg nichts von allem, was er gethan, und was ihm begegnet war, bis zu seiner Ankunft in Bagdad mit ihr, und bis zu diesem Augenblicke, da er mit ihm sprach.

Als Nureddin geendigt hatte, fragte ihn der Chalyf: »und wohin wollt ihr jetzt gehen?« — »Wohin ich gehen will?« antwortete er: »wohin Gott mich führt.« — »Wollt ihr mir folgen,« fuhr der Chalyf fort, »so gehet nicht weiter: ihr müßt im Gegentheile nach Balsora zurückkehren. Ich will euch ein Paar Zeilen an den König mitgeben; ihr werdet sehen, er wird euch gut aufnehmen, sobald er sie gelesen hat, und niemand wird euch auch nur mit einem Worte Leides thun.«

»Kerim,« entgegnete Nureddin, »was du mir da sagst, klingt sehr wunderbar: wo hat man je gehört, daß ein Fischer, wie du, mit einem König in Briefwechsel stehet.« — »Das darf euch nicht verwundern,« erwiederte der Chalyf, »wir

sind zusammen bei demselben Lehrmeister in die Schule gegangen, und sind immer die besten Freunde von der Welt gewesen. Zwar hat das Glück uns nicht auf gleiche Weise begünstigt; es hat ihn zum König, und mich zum Fischer gemacht: aber diese Ungleichheit hat unsere Freundschaft nicht vermindert. Er hat sich alle ersinnliche Mühe gegeben, mich aus meinem Stande empor zu ziehen: ich aber habe mich immer damit begnügt, die Achtung, welche er für mich hat, mir nichts abzuschlagen, zu Gunsten meiner Freunde zu benutzen. Drum lasset mich nur machen: ihr werdet den Erfolg davon sehen.« —

Nureddin ließ sich den Vorschlag des Chalyfen gefallen. Da im Saale alles zum Schreiben Nothwendige vorhanden war, so schrieb der Chalyf an den König von Balsora folgenden Brief, über welchen er, fast am äußersten Rande des Papiers, in sehr kleinen Schriftzügen, die Formel setzte:

»Im Namen des allbarmherzigen Gottes«

um dadurch anzudeuten, daß er unbedingten Gehorsam forderte.

Brief

des Chalyfen Harun Arreschyd an den König von Balsora.

»Harun Arreschyd, Mahdi's Sohn, sendet diesen Brief an Muhammed seinen Vetter.

Bibliothek der Philos.-theol. Hochschule Passau

Sobald Nureddin, des Wesyrs Chakan Sohn, der Ueberbringer dieses Briefes, dir denselben übergeben und du ihn gelesen hast, so lege auf der Stelle den königlichen Mantel ab, bekleide ihn damit, und räume ihm deine Stelle ein. Gott befohlen.«.

Der Chalyf faltete und versiegelte den Brief, und ohne Nureddin dessen Inhalt zu sagen, sprach er zu ihm: »Nimm und geh unverzüglich hin, und besteig ein Boot, das bald abgehen wird, so wie alle Tage eins zu derselben Stunde abgeht; du kannst auf dem Schiffe schlafen.«

Nureddin nahm den Brief, und reiste mit dem wenigen Gelde ab, das er bei sich hatte, als Sandschiar ihm seine Börse gab.

Die schöne Perserinn war untröstlich über seine Abreise, drückte sich in eine Ecke des Sofa's, und zerfloß in Thränen.

Kaum hatte Nureddin den Saal verlassen, als Scheich-Ibrahim, der bisher alles, was vorging, mit Stillschweigen beobachtet hatte, den Chalyfen ansah, den er noch immer für den Fischer Kerim hielt, und zu ihm sagte: »Höre, Kerim, du bist hergekommen und hast zwei Fische gebracht, die höchstens zwanzig Kupfermünzen werth sind, und hast dafür eine Börse und eine Sklavinn zum Geschenk erhalten: denkst du das alles für dich zu behalten? Ich erkläre dir, daß ich für mein Halbtheil die Sklavinn haben will. Was die Börse betrifft, so laß sehen, was darinnen ist: ist es Silbergeld, so magst du ein Stück für dich behalten; ist es aber Gold, so

nehme ich alles, und gebe dir etliche Kupferstücke, die ich noch im Beutel habe.« —

Um recht zu verstehen, was nun folgt,« unterbrach sich hier Scheherasade, »ist zu bemerken, daß der Chalyf, bevor er die zugerichtete Schüssel mit den Fischen in den Saal trug, dem Groß-Wesyr befohlen hatte, eilig nach dem Palaste zu gehen, um ihm vier Kammerdiener und ein Kleid zu holen, und damit auf der andern Seite des Saals zu warten, bis er aus einem der Fenster in die Hände klatschte. Der Groß-Wesyr hatte diesen Befehl vollzogen, und er und Mesrur, mit den vier Kammerdienern erwarteten an dem bestimmten Orte das verabredete Zeichen.

Ich komme nun zu meiner Erzählung zurück,« fuhr die Sultaninn fort.

»Der Chalyf, noch immer in der Verkleidung als Fischer,« antwortete kühnlich dem Scheich-Ibrahim: »Scheich-Ibrahim, ich weiß nicht, was in der Börse ist: sey's Gold oder Silber, ich will es von Herzen gern mit euch theilen; was aber die Sklavinn betrifft, die will ich für mich allein behalten. Wenn ihr euch mit dem, was ich euch anbiete, nicht begnügen wollt, so kriegt ihr nichts.«

Scheich-Ibrahim, von Zorn entbrannt über solche Unverschämtheit, wofür er diese Rede eines Fischers gegen sich betrachtete, nahm eines von den Porzelangefäßen, die auf dem Tische standen, und warf es dem Chalyfen nach dem Kopfe. Der Chalyf wich leicht dem Wurfe eines vom Wein berauschten Mannes aus; das Gefäß

flog gegen die Wand, und zerbrach in tausend Stücke.

Scheich-Ibrahim, durch den Fehlwurf noch mehr erzürnt als zuvor, nimmt nun das auf dem Tische stehende Licht, steht taumelnd auf, und steigt eine verborgene Treppe hinab, um einen Stock zu holen.

Zweihundert und sechzigste Nacht.

Der Chalyf benutzte diese Zeit, und klatschte zum Fenster hinaus in die Hände. Der Groß-Wesyr, Mesrur und die vier Kammerdiener waren im Augenblicke bei ihm, und die letzten zogen ihm alsbald das Fischerkleid aus und legten ihm das mitgebrachte Kleid an. Sie waren noch nicht ganz fertig und noch um den Chalyfen beschäftigt, der sich auf den im Saale für ihn stehenden Throne gesetzt hatte, als Scheich-Ibrahim, von Habgier beseelt, mit einem großen Stock in der Hand herein trat, womit er dem vermeinten Fischer derbe aufzuwichsen gedachte. Anstatt aber diesen wieder zu erblicken, sah er dessen Kleid mitten im Saale liegen, und den Chalyfen auf seinem Throne sitzen mit dem Groß-Wesyr und Mesrur an seiner Seite. Er stutzte bei diesem Schauspiel, und zweifelte, ob er wachte oder träumte.

Der Chalyf lachte über sein Erstaunen, und fragte ihn: »Scheich-Ibrahim, was willst du? was suchst du?«

Scheich-Ibrahim, der nun nicht mehr zweifeln konnte, daß es wirklich der Chalyf wäre, warf sich sogleich zu seinen Füßen, mit dem Ant-

litze und dem langen Barte den Boden bedeckend, und rief aus: »Beherrscher der Gläubigen, euer elender Sklave hat euch beleidigt; er fleht eure Gnade an, und bittet euch tausendmal um Verzeihung.«

Da die Kammerdiener den Chalyfen in diesem Augenblicke fertig angekleidet hatten, stieg er herab von seinem Throne, und sagte zu ihm: »Steh auf, ich verzeihe dir.«

Der Chalyf wandte sich hierauf zu der schönen Perserinn, die ihren Schmerz gehemmt hatte, sobald sie vernommen, daß der Garten und der Saal diesem Fürsten gehörten, und nicht Scheich-Ibrahim, wie derselbe vorgegeben, und daß er selber es war, der sich als Fischer verkleidet hatte. »Schöne Perserinn,« sprach er zu ihr, »stehet auf und folget mir. Nach dem, was ihr eben gesehen habt, werdet ihr erkennen, wer ich bin, und daß es nicht meinem Range gemäß ist, von dem Geschenke, welches Nureddin durch eine Großmuth ohne gleichen mit eurer Person mir gemacht hat, Vortheil zu ziehen. Ich habe ihn nach Balsora geschickt, dort König zu seyn, und ich will euch als Königinn eben dorthin senden, sobald ich die nöthigen Verfügungen zu seiner Einsetzung getroffen habe. Unterdessen will ich euch eine Wohnung in meinem Palaste geben, wo ihr eurer Würdigkeit gemäß behandelt werden sollt.«

Diese Rede beruhigte und tröstete die schöne Perserinn über einen so empfindlichen Verlust; und sie entschädigte sich nach ihrer Traurigkeit völlig durch die Freude, zu vernehmen, daß Nu-

reddin, den sie leidenschaftlich liebte, zu einer so hohen Würde war erhoben worden.

Der Chalyf erfüllte das ihr gegebene Versprechen: er empfahl sie selbst seiner Gemahlinn Sobeïde, nachdem er ihr die große Achtung mitgetheilt, welche er für Nureddin gefaßt hatte. —

Nureddins Rückkehr nach Balsora war glücklicher und einige Tage früher, als für seine Wohlfahrt zu wünschen gewesen wäre. Er besuchte bei der Ankunft weder Freunde, noch Verwandte, sondern ging gerade nach dem Palaste des Königs, der eben Audienz gab. Er arbeitete sich durch das Gedränge, indem er den Brief mit der Hand emporhielt; man machte ihm Platz, und er überreichte denselben.

Der König empfing ihn, öffnete ihn, und erbleichte beim Lesen. Er küßte ihn dreimal, und er stand schon im Begriffe, den Befehl des Chalyfen zu erfüllen, als er sich bedachte, und ihn dem Wesyr Saouy zeigte, Nureddins unversöhnlichem Feinde.

Saouy, der Nureddin gleich erkannt hatte, und mit großer Unruhe bei sich selber bedachte, weshalb er wohl gekommen seyn möchte, war nicht minder als der König über den Befehl des Chalyfen erstaunt, welchen der Brief enthielt. Da er nicht minder dabei betheiligt war, so sann er sogleich auf ein Mittel, ihn zu vereiteln. Er that, als hätte er ihn noch nicht recht gelesen, und drehte sich, um ihn nochmals zu lesen, ein wenig auf die Seite, als ob er ein besseres Licht suchte; und ohne daß es jemand bemerkte,

und es an dem Blatte zu sehen war, wenn man es nicht recht nahe beschaute, riß er ganz behende oben von dem Briefe die Formel ab, durch welche der Chalyf andeutete, daß er unbedingten Gehorsam forderte, steckte sie in den Mund und verschluckte sie.

Nach einer so boshaften That, wandte sich Saouy wieder zu dem Könige, gab ihm den Brief zurück, und fragte ihn leise: »Nun wohl, Herr, was gedenkt Euer Majestät zu thun?« — »Was der Chalyf mir befiehlt,« antwortete der König. — »Nehmet euch wohl dabei in Acht,« antwortete der arglistige Wesyr; »das hier ist freilich wohl die Handschrift des Chalyfen, aber die Formel fehlt dabei.«

Der König hatte sie sehr wohl bemerkt, aber in der Verwirrung, worin er war, wähnte er, sich getäuscht zu haben, als er sie nicht mehr sah.

»Herr, fuhr der Wesyr fort, »ihr dürft nicht zweifeln, daß der Chalyf diesen Brief dem Nureddin auf seine gegen Euer Majestät und gegen mich angebrachte Klagen bewilligt hat, um ihn los zu werden, aber er hat nicht gemeint, daß ihr vollziehen sollt, was er enthält. Ueberdies ist zu erwägen, daß er keinen besondern Boten mit diesem Befehle gesandt hat, ohne welches er unwirksam ist. Man setzt keinen König, wie ihr seyd, ab, ohne diese Förmlichkeit; jeder andere wie Nureddin könnte ja eben so mit einem falschen Briefe kommen; jenes ist noch nie geschehen. Herr, Euer Majestät kann sich hierüber auf mein Wort verlassen, und ich nehme

alle üblen Folgen auf mich, die daraus entstehen können.«

Der König Muhammed ließ sich bereden, und übergab Nureddin der Willkür des Wesyrs Saouy, der ihn mit gewaffneter Hand in sein Haus führte. Dort angelangt, ließ er ihm die Bastonnade geben, bis er für todt da lag, und in diesem Zustande ließ er ihn in das Gefängniß tragen, und ihn hier in das dunkelste und tiefste Loch werfen, mit dem Befehl an den Gefangenwärter, ihm nichts als Wasser und Brot zu geben.

Als Nureddin, ganz zerschlagen, wieder zu sich kam, und sich in diesem Loche sah, stieß er ein klägliches Geschrei aus und beweinte sein unglückliches Schicksal. »Ach, Fischer,« rief er aus, »wie hast du mich betrogen, und wie leichtgläubig bin ich gewesen! Konnte ich eine so grausame Behandlung erwarten, nachdem ich dir so viel Gutes erzeigt habe! Der Himmel segne dich gleichwohl: ich kann nicht glauben, daß deine Absicht böse gewesen ist, und ich will Geduld haben bis ans Ende meiner Leiden.«

Der unglückliche Nureddin blieb zehn volle Tage in diesem Zustande, und der Wesyr Saouy vergaß nicht, daß er ihn darin versetzt hatte. Entschlossen, ihn schmählich ums Leben zu bringen, wagte er es jedoch nicht auf seine Gefahr. Zur Vollführung seines verderblichen Anschlages, belud er mehrere seiner Sklaven mit reichen Geschenken, und stellte sich an ihrer Spitze dem Könige dar. »Herr,« sprach er zu ihm mit schwarzer Bosheit, »der neue König bittet Euer

Majestät, diese Geschenke bei seiner Thronbesteigung freundlich aufzunehmen.«

Der König verstand, was Saouy sagen wollte. »Wie!« antwortete er, »der Elende lebt noch? Ich glaubte du hättest ihn tödten lassen.« — »Herr,« versetzte Saouy, »es steht mir nicht zu, jemand das Leben nehmen zu lassen; das gebührt Euer Majestät.« — »Geh,« erwiederte der König, »und laß ihm den Kopf abhauen, ich gebe dir die Vollmacht dazu.«

»Herr,« sagte hierauf Saouy, »ich bin Euer Majestät unendlich verbunden für die Gerechtigkeit, die sie mir angedeihen läßt. Aber da Nureddin mich so öffentlich beschimpft hat, wie ihr wißt, so bitte ich um die Gnade, daß die Hinrichtung auch vor dem Palaste geschehe, und daß die Ausrufer es durch alle Stadttheile verkünden, damit es niemand unbekannt bleibe, daß die mir von ihm angethane Beleidigung vollständig gerochen werden soll.«

Der König bewilligte ihm seine Bitte, und die Ausrufer thaten ihre Schuldigkeit, und verbreiteten durch die ganze Stadt eine allgemeine Traurigkeit. Das noch frische Andenken der Tugenden des Vaters ließ überall nur mit Unwillen vernehmen, daß der Sohn so schmählich sollte hingerichtet werden, auf den Betrieb und durch die Bosheit des Groß-Wesyrs Saouy.

Saouy ging selber in das Gefängniß, begleitet von zwanzig seiner Sklaven und Vollstrecker seiner Grausamkeit. Man führte ihm Nureddin vor, und er ließ ihn ein elendes Pferd ohne Sattel besteigen.

Staatl. Bibliothek Passau

Als Nureddin sich den Händen seines Feindes überliefert sah, sagte er zu ihm: »Du triumphierest jetzt, und mißbrauchest deine Gewalt, aber ich vertraue auf die Wahrheit folgender Worte eines unserer Bücher: »Du richtest ungerecht, und über ein kleines wirst du selber gerichtet werden.«

Der Wesyr Saouy, der allerdings bei sich triumphierte, erwiederte: »Wie, du Unverschämter, du wagst es noch mich zu beschimpfen! Geh, ich verzeihe es dir; mag doch geschehen, was da will, wenn ich nur im Angesichte von ganz Balsora deinen Kopf habe abhauen lassen. Du mußt auch wissen, was ein anderes unserer Bücher sagt: »Was schadet es, am Tage nach dem Tode seines Feindes zu sterben?

Dieser in seinem Haß und in seiner Feindschaft unversöhnliche Minister, umgeben von einem Theile seiner bewaffneten Sklaven, ließ durch die übrigen Nureddin vor sich herführen, und nahm den Weg nach dem Palast. Das Volk war im Begriff, über ihn herzufallen, und würde ihn gesteinigt haben, wenn jemand den Anfang gemacht hätte. Als er ihn auf den Platz vor dem Palaste, dem Zimmer des Königs gegenüber, gebracht hatte, ließ er ihn unter den Händen des Scharfrichters, und begab sich zu dem Könige, der schon am Fenster stand, um seine Augen an dem blutigen Schauspiele, das sich vorbereitete, zu weiden.

Die Wache des Königs und die Sklaven des Wesyrs Saouy, die einen großen Kreis um Nureddin geschlossen, hatten viel Mühe, das Volk

Staatl. Bibliothek Passau

zurück zu halten, welches, zwar vergeblich, alle mögliche Anstrengungen machte, um sie zu überwältigen, durchzubrechen, und ihn zu befreien.

Der Scharfrichter näherte sich ihm, und sprach: »Herr, ich bitte euch, mir euern Tod zu verzeihen, ich bin nur ein Sklave und kann mich der Ausübung meiner Pflicht nicht entziehen, wenn ihr nicht noch etwas verlangt, so seyd so gut und machet euch bereit; der König wird mir gleich befehlen, den Streich zu thun.«

Da sprach der unglückliche Nureddin, indem er das Haupt zur Rechten und zur Linken drehte: »Will in diesem furchtbaren Augenblicke kein mitleidiger Mensch mir die Liebe thun und mir Wasser reichen, um meinen Durst zu löschen?«

Man brachte sogleich ein Gefäß mit Wasser, welches man von Hand zu Hand bis zu ihm gehen ließ.

Der Wesyr Saouy, der diese Verzögerung bemerkte, rief dem Scharfrichter aus dem Fenster des königlichen Zimmers zu: »Was zauderst du? hau zu . . .«

Zweihundert und ein und sechzigste Nacht.

Auf diese grausamen und unmenschlichen Worte ertönte der ganze Platz von lauten Verwünschungen gegen den Wesyr, und der auf sein Ansehn eifersüchtige König mißbilligte diese Kühnheit in seiner Gegenwart, und gab es dadurch zu erkennen, daß er rief, man solle noch warten.

Er hatte noch einen andern Grund dazu: nämlich, als er zu gleicher Zeit die Augen nach

einer großen Straße richtete, die ihm gegenüber in den großen Platz auslief, erblickte er mitten in derselben einen Trupp Reiter, die mit verhängten Zügeln daher sprengten. »Wesyr,« sprach er sogleich zu Saouy, »was bedeutet das? Schau her.«

Saouy, der wohl ahnte, was es seyn könnte, drang in den König, dem Scharfrichter das Zeichen zu geben. »Nein,« erwiederte der König, »zuvor will ich wissen, wer diese Reiter sind.«

Es war der Groß-Wesyr Giafar mit seinem Gefolge, der selber im Namen des Chalyfen von Bagdad kam. —

Zum Verständnisse, warum dieser Minister nach Balsora kam, ist zu bemerken, daß nach Nureddins Abreise mit dem Briefe des Chalyfen, dieser am folgenden Morgen, und selbst mehrere Tage darauf, nicht daran gedacht hatte, einen besonderen Boten mit der Kundmachung abzusenden, von welcher er der schönen Perserinn gesagt hatte.

Er befand sich in dem inneren Palaste der Frauen, als er, im Vorbeigehen an einem Zimmer, eine sehr schöne Stimme hörte; er blieb stehen, und kaum hatte er einige Worte vernommen, die den Schmerz der Trennung ausdrückten, so fragte er einen der ihm folgenden Verschnittenen, wer die Frau wäre, die in diesem Zimmer wohnte. Der Bediente antwortete, es wäre die Sklavinn des jungen Herrn, welchen er nach Bagdad gesandt hätte, um an Muhammeds Statt König zu seyn.

»Ach, armer Nureddin, Chakans Sohn!«

rief sogleich der Chalyf aus, »ich habe dich ganz vergessen! — »Eile,« fügte er hinzu, »und laß mir unverzüglich Giafar kommen.«

Dieser Minister kam, und der Chalyf sprach zu ihm: »Giafar, ich habe nicht daran gedacht, die Kundmachung hinzusenden, damit Nureddin zum König von Balsora anerkannt werde. Es ist keine Zeit mehr, sie ausfertigen zu lassen; nimm Leute zu Pferde mit dir, und eile nach Balsora. Ist Nureddin nicht mehr am Leben und hingerichtet, so laß den Wesyr Saouy aufhängen; ist er noch nicht todt, so führe ihn mir her, sammt dem König und dem Wesyr.«

Der Groß-Wesyr Giafar nahm sich nur so viel Zeit, als er brauchte, um zu Pferde zu steigen, und reiste sogleich ab, mit einer guten Anzahl seiner Hausbedienten. So kam er in diesem Aufzuge zur angegebenen Zeit in Balsora an.

Sobald er auf dem Platze anlangte, wichen Alle zurück und machten Platz, indem sie laut um Gnade für Nureddin riefen; und mit solchem Geleite kam er bis an die Treppe in dem Palaste, wo er abstieg.

Der König von Balsora, der den ersten Minister des Chalyfen erkannt hatte, ging ihm entgegen, und empfing ihn am Eingange seines Zimmers.

Der Groß-Wesyr fragte sogleich, ob Nureddin noch lebte, und gebot, wenn er noch lebte, ihn kommen zu lassen.

Als derselbe, bald darauf, zwar gebunden und geknebelt erschien, ließ er ihn losbinden und in Freiheit setzen, und gebot dagegen, sich des

Wesyrs Saouy zu versichern und ihn mit denselben Stricken zu binden.

Der Groß-Wesyr Giafar blieb nur eine Nacht zu Balsora; am folgenden Morgen schon reiste er wieder zurück, und führte, dem ihm ertheilten Befehle zufolge, Saouy, den König von Balsora, und Nureddin mit sich.

Als er in Bagdad ankam, stellte er sie dem Chalyfen vor, und nachdem er von seiner Reise Rechenschaft abgelegt hatte, besonders von dem Zustande, worin er Nureddin gefunden, und von der Behandlung, welche derselbe durch den Rath und den Haß Saouy's erduldet hatte, gebot der Chalyf dem Nureddin, selber dem Wesyr Saouy den Kopf abzuhauen.

Nureddin aber erwiederte: »Beherrscher der Gläubigen, wie viel Böses dieser Boshafte mir auch gethan, und schon meinem seligen Vater zu thun sich bemüht hat, so würde ich mich jedoch für den verruchtesten aller Menschen achten, wenn ich meine Hände mit seinem Blute befleckt hätte.«

Der Chalyf lobte ihn für diesen Edelmuth, und ließ dasselbe Urtheil durch die Hand des Scharfrichters vollstrecken.

Der Chalyf wollte Nureddin wieder nach Balsora schicken, dort zu regieren; aber Nureddin bat ihn, er möchte ihn davon entbinden, indem er vorstellte: »Beherrscher der Gläubigen, die Stadt Balsora würde mir nach dem, was mir darin widerfahren ist, fortan solchen Abscheu erregen, daß ich Euer Majestät inständig zu bitten wage, zu vergönnen, daß ich den

Schwur halte, welchen ich gethan habe, mein lebelang nicht wieder dahin zu kommen. Ich würde meinen höchsten Ruhm darin setzen, der Person Euer Majestät meine Dienste zu widmen, wenn dieselbe die Güte hätte, mir diese Gnade zu bewilligen.«

Der Chalyf nahm ihn also unter die Zahl seiner vertrautesten Hofleute auf, gab ihm die schöne Perserinn wieder, und that ihm so viel Gutes, daß sie zusammen bis an ihren Tod in aller Glückseligkeit lebten, die sie nur wünschen konnten.

Anlangend den König von Balsora, so begnügte sich der Chalyf ihm eingeschärft zu haben, wie vorsichtig er bei der Wahl der Wesyre seyn müßte, und schickte ihn in sein Königreich zurück.

Da der Tag noch nicht anbrach, so begann Scheherasade, mit Genehmigung des Sultans, folgende Geschichte:

Geschichte des Prinzen Beder von Persien und der Prinzessinn Giäuhare von Samandal.

»Persien ist ein so umfassender Theil der Erde, daß die alten Könige dieses Reichs nicht ohne Grund den stolzen Titel König der Könige geführt haben. So viel Provinzen es hatte, abgesehen von allen den andern eroberten Reichen, so viel waren auch der Könige. Diese Könige zahlten nicht nur einen starken Zins, sondern waren selbst eben so dienstpflichtig, als es die Statthalter in allen anderen Königreichen sind.

Einer dieser alten Könige, der seine Regierung mit glänzenden Eroberungen begonnen hatte, herrschte lange Jahre her mit einem Glück und einer Ruhe, welche ihn zu dem zufriedensten aller Monarchen machten. Es war nur ein einziger Punkt, in welchem er sich unglücklich

fühlte, nämlich, daß er schon sehr bejahrt war und von allen seinen Frauen ihm keine einen Prinzen und Nachfolger geboren hatte.

Er hatte ihrer mehr als hundert, alle in prächtigen und abgesonderten Wohnungen, mit Sklavinnen zu ihrem Dienst und Verschnittenen zu ihrer Wache. Ungeachtet aller seiner Sorgfalt, sie zufrieden zu stellen und ihren Wünschen zuvorzukommen, erfüllte jedoch keine seine Hoffnung. Man führte ihm manche aus den entferntesten Ländern zu, und er bezahlte sie nicht nur, wenn sie ihm gefielen, ohne den Preis zu achten, sondern überhäufte die Verkäufer auch mit Ehren, Wohlthaten und Danksagungen, um noch andere zu ermuntern, in der Hoffnung, doch endlich eine Frau zu finden, von welcher er einen Sohn erhielte. Er unterließ auch keine gute Werke, um den Himmel zu bewegen.

Er gab den Armen Almosen ohne Maaß, den andächtigen Brüderschaften seiner Religion reiche Spenden, und machte neue, durchaus königliche Stiftungen zu ihren Gunsten, um durch ihre Gebete zu erhalten, was er so heiß wünschte.

Eines Tages hielt er, nach der täglichen Gewohnheit seiner königlichen Vorfahren, wenn sie sich in ihrer Hauptstadt befanden, einen öffentlichen Hof, bei welchem sich alle Gesandten und alle vornehmen Fremden einfanden, und man unterhielt sich nicht über Staatsneuigkeiten, sondern über Wissenschaften, Geschichte, Literatur, Dichtkunst und andere Gegenstände, welche den Geist angenehm zu beschäftigen und zu

erheitern vermögen. An diesem Tage nun meldete ein Verschnittener ihm einen Kaufmann an, der aus einem sehr entfernten Lande ihm eine Sklavinn zuführte, und um die Erlaubniß bat, sie ihm zu zeigen. »Man lasse ihn herein, und weise ihm eine Stelle an, sprach der König, »nach der Versammlung will ich mit ihm reden.«

Man führte den Kaufmann herein, und brachte ihn an eine Stelle, wo er den König bequemlich sehen und ihn vertraulich mit den nächsten Personen reden hören konnte.

Diesen Gebrauch beobachtete der König gegen alle Fremden, die mit ihm sprechen sollten; er that es absichtlich, damit sie sich an seinen Anblick gewöhneten, und indem sie ihn mit Andern freundlich und gütig sprechen sähen, Vertrauen zu ihm fasseten, ebenso mit ihm zu sprechen, ohne sich durch den Glanz und die Größe, welche ihn umringten und die nicht daran Gewöhnten sprachlos machen konnten, verwirren zu lassen. Er beobachtete dies selbst bei den Gesandten: zuerst speiste er mit ihnen, und über Tische erkundigte er sich nach ihrer Gesundheit, ihrer Reise und den Besonderheiten ihres Landes. Dies machte sie dreist in seiner Gegenwart, und hierauf ertheilte er ihnen Audienz.

Als die Hofgesellschaft geendigt war, und Alle sich zurückgezogen hatten, so daß nur der Kaufmann noch übrig blieb, warf dieser sich vor dem Throne des Königs mit dem Gesicht auf den Boden, und wünschte ihm die Erfüllung aller seiner Wünsche. Als er wieder aufgestanden war, fragte ihn der König, ob es wahr wäre,

daß er ihm eine Sklavinn gebracht, wie man ihm gesagt hätte, und ob sie schön wäre.

»Herr,« antwortete der Kaufmann, »ich zweifle nicht, daß Euer Majestät sehr schöne Sklavinnen hat, weil man sie in allen Weltgegenden mit so viel Fleiß für euch aufsucht, aber ich darf versichern, ohne Furcht, meine Waare zu überpreisen, daß ihr noch keine gesehen habt, welche mit dieser einen Vergleich aushalten könnte, in Betracht ihrer Schönheit, ihres schönen Wuchses, ihrer Anmuth und aller der Vollkommenheiten, womit sie ausgestattet ist.« —

»Wo ist sie?« fragte der König, »bringe sie mir her.« — »Herr,« versetzte der Kaufmann, »ich habe sie bei einem Befehlshaber eurer Verschnittenen in Verwahrung gelassen. Euer Majestät darf nur befehlen, sie her zu führen.«

Man brachte die Sklavinn: und sobald sie der König erblickte, war er bezaubert, schon allein von ihrem schönen freien Wuchse. Er trat sogleich in ein Gemach, wohin der Kaufmann mit etlichen Verschnittenen ihm folgte. Die Sklavinn trug einen Schleier von rothem Sammt mit goldenen Streifen, der ihr Gesicht verhüllte. Der Kaufmann nahm ihr denselben ab, und der König von Persien sah eine Frau, die alle, welche er damals besaß, und welche er jemals gesehen hatte, an Schönheit übertraf. Er ward von diesem Augenblick an leidenschaftlich verliebt in sie, und fragte den Kaufmann, wie theuer er sie verkaufen wollte.

»Herr,« antwortete der Kaufmann, »ich habe demjenigen, der sie mir verkauft hat, tau-

send Goldstücke dafür gegeben, und ich rechne, daß ich eben so viel während der drei Jahre ausgegeben, die ich auf Reisen bin, um an euern Hof zu gelangen. Ich werde mich aber wohl hüten, einem so großen König einen Preis für sie zu bestimmen: ich bitte Euer Majestät, sie als ein Geschenk anzunehmen, wenn sie euch gefällig ist.« —

»Ich danke dir,« erwiederte der König; »es ist aber nicht meine Gewohnheit, so mit Kaufleuten zu verfahren, die so weit herkommen, in der Absicht, mir Vergnügen zu machen: ich werde dir zehntausend Goldstücke auszahlen lassen. Bist du damit zufrieden?«

»Herr,« antwortete der Kaufmann, »ich würde mich sehr glücklich geschätzt haben, wenn Euer Majestät sie unentgeltlich hätte annehmen wollen, aber ich wage nicht, eine so große Freigebigkeit auszuschlagen. Ich werde nicht ermangeln, dieselbe in meinem Vaterlande und aller Orten, wo ich hinkomme, zu rühmen.«

Die Summe wurde ihm ausgezahlt, und bevor er sich entfernte, ließ ihn der König noch in seiner Gegenwart mit einem Rocke von Goldbrokat bekleiden.

Der König räumte der schönen Sklavinn die prächtigste Wohnung nächst der seinigen ein, und gab ihr mehrere Weiber und andere Sklavinnen zur Bedienung, mit dem Befehle, sie ins Bad zu führen, sie mit dem prächtigsten Gewande, so zu finden wäre, zu bekleiden, und ihr die schönsten Halsbänder von Perlen und von den feinsten Diamanten, und sonst die kostbarsten

Edelgesteine zu bringen, damit sie selber auswählete, was ihr am besten gefiele.

Die geschäftigen Weiber, die nur darauf bedacht waren, dem Könige zu gefallen, waren selber von der Schönheit der Sklavinn entzückt. Da sie sich vollkommen darauf verstanden, sagten sie zu ihm: »Herr, wenn Euer Majestät die Geduld hat, uns nur drei Tage Zeit zu geben, so verbürgen wir uns, sie euch um so reizender vorzuführen, daß ihr sie nicht wiedererkennen werdet.

Der König konnte sich mit Mühe so lange noch ihres vollständigen Besitzes enthalten, antwortete jedoch: »Ich bin es zufrieden, aber unter der Bedingung, daß ihr euer Versprechen haltet.«

Zweihundert und zwei und sechzigste Nacht.

Die Hauptstadt des Königs von Persien lag auf einer Insel, und sein prächtiger Palast war am Ufer des Meeres erbauet. Da seine Wohnung die Aussicht auf die See hatte, so hatte auch die Wohnung der schönen Sklavinn, die von der seinigen nicht entfernt war, dieselbe Aussicht; und sie war um so angenehmer, da die Wogen fast den Fuß der Mauer bespülten.

Nach Verlauf der drei Tage saß die schöne Sklavinn, prächtig geputzt und geschmückt, allein in ihrem Zimmer auf dem Sofa und an eins der Fenster gelehnt, die auf das Meer hinaus schauten, als der König, auf die Nachricht, daß er sie nun besuchen könnte, herein trat. Die

Sklavinn, welche einen andern Tritt, als den bisherigen der dienenden Frauen hörte, wandte sogleich den Kopf, um zu sehen, wer es wäre. Sie erkannte den König; aber ohne die geringste Ueberraschung deshalb zu bezeigen, ja ohne sich zu erheben, um ihn mit Höflichkeit zu empfangen, nahm sie ihre vorige Stellung am Fenster wieder ein, als wenn er die gleichgültigste Person von der Welt wäre.

Der König von Persien war äußerst erstaunt, zu sehen, daß eine so schöne und wohlgebildete Sklavinn so wenig Lebensart verstände. Er schob diesen Mangel auf die schlechte Erziehung, welche sie erhalten, und auf die geringe Sorgfalt, die man angewendet hätte, ihr die ersten Regeln der Wohlanständigkeit beizubringen.

Er trat zu ihr ans Fenster, wo sie, ungeachtet der Gleichgültigkeit und Kälte, womit sie ihn empfangen hatte, sich von ihm anschauen, bewundern und selbst liebkosen und umarmen ließ, so viel er wollte.

Unter diesen Liebkosungen und Umarmungen hielt der König inne, um sie anzuschauen, oder vielmehr mit den Augen zu verschlingen. »Meine Allerschönste, meine Reizende, meine Bezaubernde,« rief er aus, »saget mir, ich bitte euch, wo stammt ihr her, und wo und wer sind der glückliche Vater und die glückliche Mutter, die ein so vollendetes Meisterstück der Natur, wie ihr seyd, auf die Welt gesetzt haben? Wie liebe ich euch, und wie will ich euch lieben! Niemals habe ich für eine Frau empfunden, was ich für euch empfinde. Ich habe zwar viele Frauen ge-

sehen, und sehe ihrer noch täglich eine große Anzahl: aber niemals habe ich so viel Reize gesehen, die mich mir selber entführen, um mich ganz euch hinzugeben. — Mein liebes Herz,« fügte er hinzu, »ihr antwortet mir nichts; ihr gebt mir selbst durch keine Zeichen zu erkennen, daß ihr für so viel Zeichen meiner Liebe, die ich euch gebe, empfindlich seyd; ja ihr wendet nicht einmal eure Augen her, um den meinigen das Vergnügen zu gewähren, ihnen zu begegnen, und euch zu überzeugen, daß man euch nicht mehr lieben kann, als ich euch liebe. Warum beharret ihr in diesem Stillschweigen, das mich erstarret? Woher kommt dieser Ernst oder vielmehr diese Trauer, die mich betrübt? Sehnet ihr euch nach eurem Vaterlande, euren Verwandten, euren Freunden? Wie aber! vermag denn ein König von Persien, der euch anbetet, nicht euch zu trösten und alle andere Dinge auf der Welt zu ersetzen?«

Welche Betheuerungen seiner Liebe aber der König von Persien auch der Sklavinn machte, und was er auch immer sagen mochte, um sie zu bewegen, den Mund zu öffnen und zu reden, die Sklavinn blieb auffallend kalt, mit stets niedergeschlagenen Augen, ohne sie aufzuheben, um ihn anzublicken, und ohne ein einziges Wort vorzubringen.

Der König von Persien, gleichwohl erfreut, einen Kauf gemacht zu haben, womit er so zufrieden war, drang nicht weiter in sie, in der Hoffnung, daß die gute Behandlung die er ihr angedeihen ließe, sie schon verändern würde. Er

klatschte in die Hände, und sogleich traten mehrere Frauen ein, denen er befahl, das Abendessen aufzutragen.

Als aufgetragen war, sagte er zu der Sklavinn: »Kommet her, mein Herz, und setzet euch mit mir zu Tische.« Sie stand auf von ihrem Sitze, und als sie dem Könige gegenüber saß, legte dieser ihr vor, ehe er selber aß, und bediente sie ebenso bei jeder Schüssel, während der Mahlzeit. Die Sklavinn aß mit ihm, aber stets mit niedergeschlagenen Augen, ohne ein einziges Wort zu erwiedern, so oft er sie auch fragte, ob die Speisen nach ihrem Geschmacke wären.

Um das Gespräch zu verändern, fragte der König sie: wie sie heiße; ob sie mit ihrer Kleidung und den Juwelen ihres Schmuckes zufrieden wäre; wie ihre Wohnung und das Geräth darin ihr gefielen; und ob die Aussicht auf das Meer sie ergezete: aber auf alle diese Fragen beobachtete sie dasselbe Stillschweigen, so daß er nicht mehr wußte, was er davon denken sollte. Er kam auf den Gedanken, daß sie wohl stumm seyn könnte. »Aber,« sagte er bei sich selber, »wäre es möglich, daß Gott ein so schönes, so vollkommenes und vollendetes Geschöpf hervorgebracht, das einen so großen Mangel hätte? das wäre sehr schade! Gleichwohl könnte ich mich nicht entbrechen, sie zu lieben, wie ich sie liebe.«

Als der König von Tische aufgestanden war, wusch er sich die Hände auf der einen Seite, und die Sklavinn that desgleichen auf der an-

dern. Er nahm diese Zeit wahr, die Weiber, welche ihm das Waschbecken und Handtuch reichten, zu fragen, ob sie mit ihnen gesprochen hätte. Die eine nahm das Wort und antwortete ihm: »Herr, wir haben sie eben so wenig sprechen gehört, als Euer Majestät. Wir haben sie im Bade bedient, sie in ihrem Zimmer gekämmt, ihr den Kopfputz aufgesetzt und sie gekleidet, aber nicht einmal hat sie den Mund geöffnet, uns zu sagen: »das steht gut, das gefällt mir.« Wir fragten sie: »Gebieterinn, habt ihr noch etwas nöthig: wünscht ihr irgend etwas? Fordert nur, befehlet uns.« Wir wissen nicht, ist es Verachtung, Betrübniß, Stumpfsinn, oder ist sie gar stumm: genug, wir haben nicht ein einziges Wort von ihr herausbringen können. Das ist alles, was wir Euer Majestät sagen können.«

Die Verwunderung des Königs von Persien wurde durch das, was er hier hörte, noch vermehrt. Da er glaubte, daß die Sklavinn irgend einen Grund zur Betrübniß haben könnte, so wollte er versuchen sie aufzuheitern; deshalb ließ er alle Frauen seines Palastes zusammenrufen. Sie kamen, und diejenigen, die sich auf Saitenspiel verstanden, spielten, die andern sangen oder tanzten, oder thaten beides zugleich: zuletzt führten sie verschiedene Spiele aus, welche den König ergetzten. Die Sklavinn allein nahm keinen Antheil an allen diesen Ergetzlichkeiten: sie blieb auf ihrem Sitze stets mit gesenkten Augen, und mit einer Gleichgültigkeit, worüber alle die andern Frauen nicht weniger erstaunt waren, als der König.

8 *

Alle begaben sich endlich wieder in ihre Zimmer, und der König, der allein zurückblieb, ging mit der schönen Sklavinn zu Bette.

Am folgenden Morgen stand der König von Persien so zufrieden auf, als er es noch mit keiner von allen den Frauen gewesen war, die er jemals gesehen hatte, keine ausgenommen, und noch verliebter in die schöne Sklavinn, als den vorigen Tag. Er gab dies wohl zu erkennen: denn er beschloß, sich einzig und allein ihr zu widmen, und führte diesen Entschluß aus. Noch denselben Tag entließ er alle seine andern Frauen, mit den reichen Kleidern, den Juwelen und Kleinoden, welche sie zu ihrem Gebrauche hatten, und gab jeder eine starke Geldsumme und die Freiheit, sich nach Gefallen zu verheirathen, und er behielt nur die Matronen und andern bejahrten Frauen, die zur Umgebung der schönen Sklavinn dienten. Diese gewährte ihm zwar ein ganzes Jahr hindurch nicht den Trost, ihm nur ein einziges Wort zu sagen. Er unterließ indessen nicht, stets mit allen ersinnlichen Gefälligkeiten um sie bemüht zu seyn, und ihr die ausgezeichnetesten Beweise einer sehr heftigen Leidenschaft zu geben.

Das Jahr war verflossen, und eines Tages saß der König bei seiner Schönen, und betheuerte ihr, daß seine Liebe, anstatt sich zu vermindern, stets an Gewalt zunähme: »Meine Königinn,« sagte er zu ihr, »ich kann zwar nicht errathen, wie ihr darüber denkt, nichts ist jedoch wahrer, und ich schwöre es euch zu, daß ich nichts weiter wünsche, seitdem ich das Glück

habe, euch zu besitzen. Ich achte mein Königreich, so groß es auch ist, geringer als ein Sonnenstäubchen, sobald ich euch sehe und euch tausendmal sagen kann, daß ich euch liebe. Ich verlange nicht, daß ihr blos meinen Worten glauben sollt: ihr könnt aber nicht daran zweifeln, nach dem Opfer, welches ich durch die Entfernung der großen Anzahl Frauen, die ich in meinem Palaste hatte, eurer Schönheit gebracht habe. Ihr werdet euch erinnern: es ist ein Jahr vergangen, seit ich sie alle entließ; es gereut mich in diesem Augenblicke, da ich davon spreche, so wenig, als da ich sie zum leztenmale sah; und es wird mich niemals gereuen. Nichts würde an meinem Glücke, an meiner Zufriedenheit und Freude fehlen, wenn ihr nur ein Wort sagtet, um auszudrücken, daß ihr mir dafür einigen Dank wisset. Aber wie könntet ihr mir es sagen, wenn ihr stumm seyd! Und welcher Grund ist, dies nicht zu fürchten? Seit einem vollen Jahre bitte ich euch täglich tausendmal, mit mir zu sprechen: ihr aber beobachtet ein für mich so trauriges Stillschweigen. Wenn es unmöglich ist, daß dieser Trost mir von euch zu Theil werde, so gebe der Himmel wenigstens, daß ihr mir einen Sohn schenket, der nach meinem Tode mein Thronerbe sey! Ich fühle mein Alter täglich immer mehr, und jezo schon bedürfte ich seiner, um mir die schwere Last meiner Krone tragen zu helfen. — Ich komme auf mein herzliches Verlangen zurück, euch sprechen zu hören: es sagt etwas in mir, daß ihr nicht stumm seyd. Ich flehe euch, theure Frau, ich

beschwöre euch, brechet dieses lange beharrliche Stillschweigen; saget mir nur ein einziges Wort, darnach will ich gern sterben.«

Die schöne Sklavinn, die nach ihrer Gewohnheit, den König stets mit gesenkten Augen angehört, und ihn dadurch veranlaßt hatte, nicht allein zu glauben, daß sie stumm wäre, sondern auch, daß sie in ihrem Leben nicht gelacht hätte, begann auf diese Rede zu lächeln. Der König von Persien gewahrte es mit einer solchen Ueberraschung, daß er einen lauten Freudenruf that; und da er nicht zweifelte, daß sie auch sprechen wollte, so erwartete er diesen Augenblick mit unbeschreiblicher Ungeduld.

Zweihundert und drei und sechzigste Nacht.

Die schöne Sklavinn brach endlich das Stillschweigen, und sprach also: »Herr, ich habe Euer Majestät so viel zu sagen, daß ich nicht weiß, wo ich anfangen soll. Ich halte es aber zunächst für meine Pflicht, euch für alle die Gnade und Ehre, womit ihr mich überhäuft habt, zu danken, und den Himmel zu bitten, daß er euch segne, alle böse Anschläge eurer Feinde vereitele, und euch nicht sterben lasse, nachdem ihr mich sprechen gehört habt, sondern euch ein langes Leben schenke. Demnächst, Herr, kann ich euch wohl keine größere Freude gewähren, als, wenn ich euch ankündige, daß ich schwanger bin: und ich wünsche mit euch, daß es ein Sohn sey! — Aber Herr,« fügte sie hinzu, »ohne diese Schwangerschaft, (und ich bitte Euer

Majestät, meine Aufrichtigkeit nicht übel zu deuten,) war ich entschlossen, euch nie zu lieben, so wie ein beständiges Stillschweigen zu beobachten. Gegenwärtig habe ich euch so lieb, wie es meine Pflicht ist.«

Der König von Persien, voll Freuden, daß er die schöne Sklavinn sprechen und eine ihm so wichtige Neuigkeit verkündigen gehört hatte, umarmte sie zärtlich, und sagte zu ihr: »Licht meiner Augen, es gibt keine größere Freude für mich, als die, womit ihr mich erfüllet. Ihr habt gesprochen, und habt mir eure Schwangerschaft angekündigt: ich bin überglücklich durch diese beiden erfreulichen Begebenheiten, die ich nicht erwartete.«

Im Rausche der Freude, welche den König von Persien erfüllte, sagte er nichts weiter zu der schönen Sklavinn, sondern verließ sie, aber auf eine Weise, die zu erkennen gab, daß er bald zurückkommen würde. Da er den Gegenstand seiner Freude offenkundig machen wollte, so verkündigte er ihn seinen Beamten, und ließ seinen Groß-Wesyr rufen.

Sobald dieser kam, trug er ihm auf, hundert tausend Goldstücke an diejenigen Diener seiner Religion, welche das Gelübde der Armuth gethan hatten, an die milden Stiftungen, und an die Armen zu vertheilen, um Gott dafür zu danken; und sein Wille wurde vollzogen.

Nach Ertheilung dieses Befehls, kam der König von Persien wieder zu der schönen Sklavinn: »Theure Frau,« sagte er zu ihr, »entschuldiget mich, wenn ich euch so plötzlich verlassen

habe: ihr selber habt mir Anlaß dazu gegeben; aber erlaubet, daß ich ein andermal mehr davon sage: mich verlangt jetzo, viel wichtigere Dinge von euch zu vernehmen. Saget mir, ich bitte euch, meine geliebte Seele, welchen so trifftigen Grund ihr hattet, mich zu sehen, mich reden zu hören, mit mir täglich zu essen und zu schlafen, ein ganzes Jahr hindurch, und diese unerschütterliche Standhaftigkeit zu haben, nicht nur den Mund nicht zu öffnen, um mit mir zu sprechen, sondern auch nicht einmal zu verstehen zu geben, daß ihr sehr wohl alles verständet, was ich zu euch sagte. Das geht über meinen Verstand, und ich begreife nicht, wie ihr euch so viel Gewalt anthun konntet; die Ursache davon muß sehr außerordentlich seyn.«

Um die Neugier des Königs von Persien zu befriedigen, antwortete die schöne Sklavinn: »Herr, Sklavinn zu seyn und entfernt von dem Vaterlande, ohne Hoffnung, jemals dahin zurückzukommen, das Herz durchdrungen von dem Schmerze, mich für immer von meiner Mutter, meinem Bruder und unsern Verwandten getrennt zu sehen, — sind das nicht zureichende Beweggründe, so lange ein Stillschweigen zu beobachten, welches Euer Majestät so befremdet? Die Vaterlandsliebe ist nicht minder natürlich, als die Aelternliebe, und der Verlust der Freiheit ist jedem unerträglich, der nicht von gesundem Sinne so entblößt ist, um den Werth derselben nicht zu erkennen. Der Leib kann wohl dem Gebot eines Herrn unterworfen seyn, der die Macht und Gewalt in Händen hat,

aber der Wille kann nicht beherrscht werden, er bleibt immer sein eigener Herr. Euer Majestät hat an mir ein Beispiel davon gesehen. Es ist viel, daß ich nicht einer Menge von Unglücklichen nachgeahmt habe, welche die Freiheitsliebe zu dem traurigen Entschlusse gebracht hat, sich den Tod zu geben.«

»Theure Frau,« erwiederte der König von Persien, »ich bin überzeugt von dem, was ihr mir da sagt, aber es hat mir bisher immer geschienen, als müsse eine schöne, wohlgebildete, verständige und geistvolle Frau, wie ihr, welche ihr Mißgeschick zur Sklavinn bestimmt hat, sich glücklich schätzen, einen König zum Herrn zu erhalten.«

»Herr,« versetzte die schöne Sklavinn, »ich wiederhole Euer Majestät, selbst ein König kann ihren Willen nicht beherrschen, welche Sklavinn es auch sey. Ist indessen, wie Euer Majestät meint, eine Sklavinn auch im Stande, einem Könige zu gefallen und sich seine Liebe zu erwerben, so will ich wohl glauben, daß sie in ihrem Unglücke sich glücklich schätzen kann, wenn sie von unverhältnißmäßig niedrigerem Stande ist. Welches Glück gleichwohl! Entrissen den Armen ihres Vaters und ihrer Mutter, und vielleicht eines Geliebten, welchen sie ihr lebelang nicht aufhören kann zu lieben! Aber wenn sie nun gar in keiner Hinsicht dem Könige nachsteht, der sie erworben hat, so möge Euer Majestät selber die Härte ihres Schicksals ermessen, ihr Elend, ihre Betrübniß, ihren Schmerz, und was sie zu thun im Stande ist.«

Der König von Persien erstaunt über diese Rede, erwiederte: »Wie, theure Frau, ist es möglich, wie ihr mir zu verstehen gebt, daß ihr von königlichem Geblüte seyd? Ich bitte euch, kläret mich darüber auf, und vermehret nicht noch meine Ungeduld. Unterrichtet mich, wer ist der Vater und die glückliche Mutter eines so hohen Wunders der Schönheit, wer sind eure Brüder, eure Schwestern, eure Verwandten, und vor allen, wie heißt ihr?«

Zweihundert und vier und sechzigste Nacht.

»Herr,« sagte hierauf die schöne Sklavinn, »mein Name ist Gülnare 7) vom Meere; mein Vater, der nicht mehr lebt, war einer der mächtigsten Könige des Meeres, und bei seinem Tode hinterließ er sein Reich meinem Bruder, Namens Saleh 8), und der Königinn, meiner Mutter. Diese ist ebenfalls die Tochter eines andern sehr mächtigen Meerkönigs. Wir lebten in unserm Reiche ruhig und in tiefem Frieden, als plötzlich ein auf unser Glück neidischer Feind mit einem gewaltigen Heer in unsere Staaten einfiel, bis zu unserer Hauptstadt vordrang, sich derselben bemächtigte, und uns nur so viel Zeit ließ, uns mit einigen treuen Offizieren, die uns nicht verließen, nach einem unzugänglichen und unbezwinglichen Orte zu retten.

In diesem Zufluchtsorte versäumte mein Bruder nicht, auf Mittel zu sinnen, um den ungerechten Besitzer unserer Staaten wieder zu vertreiben; und während dieser Zeit nahm er mich

eines Tages beiseite und sprach zu mir: »Liebe Schwester, der Erfolg der geringsten Unternehmung ist immer sehr ungewiß; ich kann in derjenigen erliegen, welche ich zur Rückkehr in meine Staaten vorhabe: aber ich bin dabei weniger um mein Unglück bekümmert, als um das, was euch alsdann betreffen könnte. Um dem zuvor zu kommen und euch davor zu behüten, möchte ich dich gern vermählen; aber bei dem bedrängten Zustande unserer Angelegenheiten sehe ich nicht, wie du dich mit irgend einer unserer Prinzen des Meeres verbinden könntest. Ich wünschte also, daß du dich zu meinem Vorschlage entschließen möchtest, nämlich, einen Prinzen des Landes zu heirathen; ich bin bereit, alle Mittel dazu anzuwenden. Bei deiner Schönheit bin ich sicher, es ist keiner, wie mächtig er auch sey, der nicht mit Freuden seine Krone mit dir theilen möchte.«

Diese Rede meines Bruders brachte mich sehr auf gegen ihn. »Mein Bruder,« sagte ich zu ihm, »von Seiten meines Vaters und meiner Mutter stamme ich, wie du, von Königen und Königinnen des Meeres, ohne alle Vermischung mit den Königen des Landes: ich mag so wenig als sie eine Mißheirath eingehen, und habe darauf einen Schwur gethan, sobald ich Einsicht genug hatte, den Adel und das Alterthum unsers Hauses zu erkennen. Der Zustand, in welchen wir versetzt sind, wird mich nicht dahinbringen, diesen Entschluß zu verändern, und wenn du in der Ausführung deines Unternehmens umkommen solltest, so will ich lieber mit dir sterben,

als einen Rath befolgen, welchen ich von deiner Seite nicht erwartete.«

Mein Bruder, von dieser Heirath eingenommen, die meiner Meinung nach eine Mißheirath war, stellte mir vor, daß es Landeskönige gäbe, welche den Meerkönigen nicht nachständen. Dieses versetzte mich in solchen Zorn und Ungestüm gegen ihn, daß es mir harte Reden von ihm zuzog, welche mich auf das empfindlichste verletzten. Er verließ mich, eben so unzufrieden mit mir, als ich mit ihm. In dem Aerger, worin ich war, schwang ich mich aus der Tiefe des Meeres, und begab mich nach der Mond-Insel.

Ungeachtet des gerechten Mißvergnügens, welches mich genöthigt hatte, mich auf diese Insel zurückzuziehen¹, lebte ich dort jedoch ziemlich zufrieden, und ich hielt mich an abgelegenen Orten auf, wo ich sicher war. Meine Vorsicht verhinderte jedoch nicht, daß ein Mann von einiger Bedeutung mit seinen Leuten mich im Schlaf überfiel und mit sich heimführte. Er bezeigte mir seine große Liebe, und unterließ nichts, mich zu bereden, sie zu erwiedern. Als er sah, daß er mit Güte nichts ausrichtete, wähnte er, durch Gewalt besser zum Ziele zu gelangen; ich aber ließ ihn seine Unverschämtheit so sehr bereuen, daß er mich zu verkaufen beschloß: und so verkaufte er mich an den Kaufmann, der mich Euer Majestät zugeführt hat. Dies war ein verständiger, sanfter und freundlicher Mann, und auf der langen Reise, welche er mit mir machte, hat er mir nur Anlaß gegeben, ihn zu rühmen. —

Was Euer Majestät betrifft,« fuhr die Prinzessinn Gülnare fort, »wenn ihr für mich nicht alle die Aufmerksamkeit gehabt hättet, wofür ich euch dankbar bin; wenn ihr mir nicht so viel aufrichtige Zeichen der Liebe gegeben, daß ich nicht daran zweifeln konnte; wenn ihr nicht, ohne Zaudern alle eure Frauen entlassen hättet: so, scheue ich mich nicht, zu sagen, wäre ich nimmer bei euch geblieben. Ich hätte mich durch dieses Fenster, wo ihr zuerst in dieses Zimmer mir nahtet, ins Meer gestürzt, und meinen Bruder, meine Mutter und meine Verwandten wieder aufgesucht. Ich wäre sogar in dieser Absicht beharret, und hätte sie ausgeführt, wenn ich nach einer gewissen Zeit die Hoffnung der Schwangerschaft verloren hätte. Ich werde mich aber wohl hüten, es in dem Zustande zu thun, worin ich mich nun befinde. Denn, was ich auch meiner Mutter und meinem Bruder sagen möchte, nimmer würden sie glauben wollen, daß ich die Sklavinn eines Königs, wie Euer Majestät, gewesen, und nimmer würden sie mir auch den Fehltritt verzeihen, welchen ich wissentlich gegen meine Ehre begangen habe. Demnach, Herr, sey es nun ein Prinz oder eine Prinzessinn, so ich zur Welt bringe, wird dieses ein Pfand seyn, welches mich nöthigt, mich nimmer von Euer Majestät zu trennen. Ich hoffe auch, daß ihr mich nicht mehr als eine Sklavinn, sondern als eine Fürstinn behandeln werdet, die eurer Verbindung nicht unwürdig ist.«

Auf solche Weise gab die Prinzessinn Gülnare sich dem Könige von Persien zu erkennen,

und endigte die Erzählung ihrer Geschichte. »Meine anbetungswürdige Fürstinn,« rief jetzo der König aus, »welche Wunder höre ich da von euch! Welche Fülle der Gegenstände für meine Neugier, um euch über so unerhörte Dinge zu befragen! Aber zuvor muß ich euch für eure Güte und Geduld danken, mit welcher ihr die Aufrichtigkeit und Beständigkeit meiner Liebe geprüft habt. Ich glaubte, nicht mehr lieben zu können, als ich euch schon liebte. Seitdem ich indessen weiß, daß ihr eine hohe Prinzessinn seyd, liebe ich euch noch tausendmal mehr. Was sage ich, Prinzessinn? Meine Gemahlinn, ihr seyd es nicht mehr, ihr seyd meine Königinn und Königinn von Persien, so wie ich König von Persien bin, und dieser Name soll alsbald in meinem ganzen Königreiche wiederhallen. Gleich morgen soll er meine Hauptstadt erfüllen, zugleich mit noch nie gesehenen Freudenfesten, welche kund geben sollen, daß ihr meine rechtmäßige Gemahlinn seyd. Solches wäre schon längst geschehen, wenn ihr mich früher aus meinem Irrthume gezogen hättet, weil ich von dem ersten Augenblick an, wo ich euch sah, dieselbe Gesinnung hegte, wie heute, nämlich, euch immer zu lieben, und keine andere zu lieben, als euch.

Unterdessen, bis ich mir völlig genugthue und euch alles wiedergebe, was euch gebührt, bitte ich euch, theure Frau, mich genauer von diesen mir unbekannten Staaten und Völkern des Meeres zu unterrichten. Ich habe wohl von Meermenschen gehört, aber was man mir da-

von erzählt hat, immer nur für Märchen und Fabeln gehalten. Gleichwohl ist, nach dem, was ihr mir davon sagt, nichts wahrhafter; und ich habe einen sicheren Beweis davon in eurer Person selber, die ihr dorther stammet und meine Gemahlinn zu seyn mich durch einen Vorzug würdiget, dessen kein anderer Erdbewohner, außer mir, sich rühmen kann. Eins nur macht mir dabei Bedenken, und ich bitte euch, mich darüber aufzuklären: ich kann nämlich nicht begreifen, wie ihr im Wasser leben und euch regen und bewegen könnt, ohne zu ertrinken. Es verstehen wohl einige Leute bei uns die Kunst, unter dem Wasser zu bleiben: sie würden aber nichts desto weniger umkommen, wenn sie nicht nach Verlauf einer gewissen, durch die Geschicklichkeit und Kraft eines jeden bedingten Zeit wieder auftaucheten.«

»Herr,« antwortete die Königinn Gülnare, »mit vielem Vergnügen will ich Euer Majestät hierüber befriedigen. Wir wandeln in der Tiefe des Meeres ebenso, wie auf dem Lande, und athmen im Wasser, wie in der Luft, so daß es, anstatt uns zu ersticken, wie es euch erstickt, es vielmehr zu unserm Leben beiträgt. Was dabei noch sehr merkwürdig ist, daß es unsere Kleider nicht benetzt, und wenn wir ans Land kommen, wir nicht nöthig haben, uns zu trocknen. Unsere gewöhnliche Sprache ist eben dieselbe, in welcher die auf dem Siegelringe des großen Propheten Salomon eingegrabene Inschrift verfaßt ist 9).

Ich darf nicht vergessen, daß das Wasser uns

auch nicht hindert, im Meere zu sehen; wir haben darin die Augen offen, ohne irgend eine Unbequemlichkeit davon zu spüren. Da unsere Augen sehr scharf sind, so vermögen wir, ungeachtet der Tiefe des Meeres, darin eben so deutlich zu sehen, als man auf dem Lande sieht. Es verhält sich ebenso in der Nacht: der Mond leuchtet uns, und die Planeten und Gestirne sind uns nicht unsichtbar. Von unsern Königreichen habe ich schon geredet: da das Meer viel geräumiger ist, als das Land, so gibt es darin auch deren viel mehrere und viel größere; sie bestehen aus Provinzen, und in jeder Provinz sind mehrere große sehr volkreiche Städte. Endlich gibt es hier eine große Menge an Sitten und Gewohnheiten unterschiedener Völkerschaften, wie auf dem Lande.

Die Paläste der Könige sind herrlich und prächtig: sie sind theils von Marmor von verschiedenen Farben, von Bergkristall, wovon das Meer Ueberfluß hat, von Perlmutter, von Korallen und anderen noch kostbareren Stoffen. Gold, Silber und alle Arten von Edelsteinen sind hier in viel größerer Fülle, als auf der Erde. Ich geschweige der Perlen: die größten, die man auf dem Lande kennt, achtet man bei uns gar nicht; es sind nur die geringsten Bürgerinnen, die sich damit schmücken.

Da wir eine wunderbare und unglaubliche Geschwindigkeit haben, uns in weniger als nichts dahin zu bewegen, wo wir wollen, so bedürfen wir weder Wagen noch Reitzeug. Gleichwohl ist kein König, der nicht seine Marställe und Stu-

tereien von Seepferden hätte; aber sie bedienen sich derselben nur zum Vergnügen bei Festen und öffentlichen Lustbarkeiten. Manche, nachdem sie sie wohl abgerichtet haben, gefallen sich, sie zu reiten und ihre Geschicklichkeit im Wettrennen zu zeigen. Andere spannen sie an Wagen von Perlenmuscheln, geschmückt mit tausenderlei Muschelwerk von den mannigfaltigsten und lebhaftesten Farben. Diese Wagen sind offen, mit einem Throne, auf welchem die Könige sitzen, wenn sie sich ihren Unterthanen zeigen. Sie sind selber geschickt, sie zu lenken, und bedürfen keines Kutschers.

Ich übergehe mit Stillschweigen,« setzte die Königinn Gülnare hinzu, »eine Anzahl anderer sehr merkwürdiger Besonderheiten der Meerländer, welche Euer Majestät sehr großes Vergnügen machen würden; aber erlaubet, daß ich euch ein andermal bei mehr Muße davon unterhalte, um von etwas anderem mit euch zu reden, das gegenwärtig von mehr Wichtigkeit ist. Ich muß euch nämlich sagen, Herr, daß die Entbindung der Meerfrauen von der Entbindung der Landfrauen verschieden ist, und ich habe Grund zu fürchten, daß die Hebammen dieses Landes mich nicht gut entbinden. Da Euer Majestät nicht minder als mir daran gelegen ist, so halte ich es, mit eurer Genehmigung, für rathsam, zur Sicherung meiner Niederkunft, die Königinn meine Mutter mit meinen Nichten kommen zu lassen, und zugleich auch meinen Bruder, mit welchem ich mich gern wieder aussöhnen möchte. Sie werden erfreut seyn, mich wieder zu sehen,

sobald ich ihnen meine Geschichte erzählt habe und sie vernehmen, daß ich die Gattinn des mächtigen Königs von Persien bin. Ich bitte Euer Majestät, es mir zu erlauben; sie werden sich auch freuen, euch ihre Ehrfurcht zu bezeigen, und ich kann euch versprechen, daß ihre Gesellschaft euch vergnügen wird.«

»Theure Frau,« erwiederte der König von Persien, »ihr habt zu gebieten; thut, was euch gefällt; ich werde mich bemühen, sie mit allen gebührenden Ehren zu empfangen. Aber ich möchte wohl wissen, auf welche Weise ihr ihnen euern Wunsch kund thun wollt, und wann sie etwa ankommen werden, damit ich Befehl zu den Anstalten ihres Empfanges gebe und selber ihnen entgegen gehe.«

»Herr,« antwortete die Königinn Gülnare, »es bedarf nicht dieser Feierlichkeiten; sie werden in einem Augenblicke hier seyn, und Euer Majestät wird sehen, auf welche Weise sie ankommen: ihr dürft nur in dieses kleine Gemach treten, und durch das Gitterfenster schauen.«

Zweihundert und fünf und sechzigste Nacht.

Als der König von Persien in das Gemach getreten war, ließ die Königinn Gülnare sich durch eine ihrer Frauen ein Rauchfaß mit Feuer bringen, und hieß die Frau wieder hinausgehen und die Thüre zuschließen. Als sie allein war, nahm sie ein Stück Aloeholz, that es in das Rauchfaß, und sobald sie den Rauch aufsteigen sah, sprach sie einige dem Könige von Persien,

der all ihr Thun mit großer Aufmerksamkeit beobachtete, unverständliche Worte aus; und sie hatte noch nicht geendigt, als das Wasser des Meeres unruhig ward. Das Gemach, worin der König sich befand, war so gelegen, daß er dies durch das Gitterfenster gewahrte, indem er nach dem Meere hinausblickte.

Das Meer that sich endlich in einiger Entfernung auf: und alsbald stieg ein junger wohlgebildeter und schöngewachsener Mann, mit einem meergrünen Knebelbarte, daraus empor. Eine schon bejahrte Frau von königlichem Ansehen, stieg ebenso bald nach ihm auf, mit fünf Meerfräulein, die keinesweges der Königinn Gülnare an Schönheit nachstanden.

Die Königinn Gülnare trat sogleich an eins der Fenster, und erkannte den König ihren Bruder, die Königinn ihre Mutter und ihre Nichten, welche auch sie erkannten. Die Gesellschaft schwebte auf der Oberfläche des Wassers daher, ohne sichtlich zu schreiten; und als sie alle am Ufer waren, schwangen sie sich leicht, eins nach dem andern, zum Fenster hinein, wo die Königinn Gülnare erschienen, und zurückgetreten war, um ihnen Platz zu machen. Der König Saleh, die Königinn Mutter, und ihre Nichten, umarmten sie zärtlich und mit Thränen in den Augen, so wie sie nach einander herein kamen.

Als Gülnare sie mit allen möglichen Ehren empfangen und sie auf dem Sofa hatte Platz nehmen lassen, nahm die Königinn, ihre Mutter, das Wort. »Meine Tochter,« sprach sie zu ihr, »ich habe große Freude, dich nach so langer Ab=

wesenheit wiederzusehen, und ich bin gewiß, daß dein Bruder und deine Nichten sich nicht weniger darüber freuen. Deine heimliche Entfernung hat uns in unglaubliche Betrübniß versetzt, und wir können dir nicht sagen, wie viel Thränen wir darüber vergossen haben. Wir wissen nichts weiter von der Ursache, welche dich bewogen haben kann, einen so unerwarteten Entschluß zu fassen, als was dein Bruder uns von seiner Unterredung mit dir berichtet hat. Der Rath, welchen er dir gab, schien ihm in unsern damaligen Umständen vortheilhaft für deine Wohlfahrt. Du durftest dich deshalb nicht so sehr beunruhigen, wenn er dir mißfiel, und du wirst mir erlauben, dir zu sagen, daß du die Sache ganz anders genommen hast, als du solltest. Aber schweigen wir jetzo von dem, was nur deinen Schmerz und Verdruß erneuern würde, die du mit uns vergessen sollst; theile uns nun alles mit, was dir seit so langer Zeit, daß wir dich nicht gesehen haben, begegnet ist: vor allen Dingen sage uns, ob du glücklich bist.«

Die Königinn Gülnare warf sich sogleich ihrer Mutter zu Füßen; und nachdem sie ihr die Hand geküßt und wieder aufgestanden war, antwortete sie: »Frau Mutter, ich habe einen großen Fehler begangen, ich bekenne es, und nur eurer Güte verdanke ich die Verzeihung, welche ihr mir anbietet. Was ich euch zu erzählen habe, wird euch zu erkennen geben, daß es oft vergeblich ist, sich gegen gewisse Dinge zu sträuben. Ich habe es an mir selber erfahren, da dasjenige, dem mein Wille am meisten widerstrebte,

gerade das ist, dem mein Schicksal mich entgegen geführt hat.«

Sie erzählte ihnen nun alles, was ihr begegnet war. Als sie damit geendigt hatte, daß sie zuletzt an den König von Persien verkauft worden, bei welchem sie noch wäre, sprach der König, ihr Bruder, zu ihr; »Meine Schwester, du hast sehr Unrecht, daß du so viel Unwürdiges erduldet, und kannst nur dich selber anklagen. Es stand in deiner Macht, dich davon zu befreien, und ich erstaune über deine Geduld', so lange in der Sklaverei zu bleiben: steh auf, und komm wieder mit uns in unser Königreich, welches ich von unserm stolzen Feinde, der sich dessen bemächtigt hatte, wiedererobert habe.«

Der König von Persien, der in seinem Verstecke diese Worte hörte, war darüber höchst beunruhigt: »Ach,« sprach er bei sich selber, »ich bin verloren, und mein Tod ist gewiß, wenn meine geliebte Gülnare auf einen so unseligen Rath hört! Ich kann nicht mehr ohne sie leben, und man will sie mir entreißen!«

Die Königinn Gülnare ließ ihn nicht lange in dieser Furcht. »Mein Bruder,« erwiederte sie lächelnd, »was ich da von dir höre, läßt mich mehr als jemals erkennen, wie aufrichtig deine Liebe für mich ist. Der Rath, den du mir gabest, einen Fürsten des Landes zu heirathen, war mir damals unerträglich: und gegenwärtig fehlt wenig, daß ich über den Rath in Zorn gerathe, den du mir hier gibst, meine Verbindung mit dem mächtigsten und berühmtesten aller Fürsten aufzugeben. Ich rede nicht von der Verpflich-

tung einer Sklavinn gegen ihren Herrn: es würde uns leicht seyn, ihm die zehntausend Goldstücke wiederzugeben, welche ich ihn gekostet habe. Ich rede von der Verpflichtung einer Frau gegen ihren Gemahl; und zwar einer Frau, welche durchaus keine Ursache zur Unzufriedenheit mit ihm hat. Er ist ein frommer, weiser und gemäßigter Fürst, der mir die unzweideutigsten Zeichen seiner Liebe gegeben hat. Er konnte sie mir wohl nicht stärker beweisen, als dadurch, daß er gleich in den ersten Tagen meines Besitzes die ganze große Anzahl seiner Frauen verabschiedete, um sich allein mir zu widmen. Ich bin seine Gemahlinn; er hat mich so eben als Königinn von Persien erklärt, und an seinem Rathe Theil gegeben. Noch mehr, ich bin schwanger, und wenn ich das Glück habe, unter Vergünstigung des Himmels, ihm einen Sohn zu geben, so ist dieses ein neues Band, welches mich unzertrennlich an ihn fesselt. Also, mein Bruder,« fuhr die Königinn Gülnare fort, »weit entfernt, deinem Rathe zu folgen, verpflichten diese Rücksichten, wie du siehst, mich nicht nur, den König von Persien eben so zu lieben, wie er mich liebt, sondern auch bei ihm zu bleiben und mein Leben mit ihm zu theilen, mehr aus Erkenntlichkeit, als aus Pflicht. Ich hoffe, daß weder meine Mutter, noch du, noch meine lieben Nichten meinen Entschluß mißbilligen werden, so wenig als die Verbindung, welche ich eingegangen, ohne sie gesucht zu haben; eine Verbindung, welche gleich ehrenvoll für die Fürsten des Meeres, wie des Landes ist. Verzeihet mir, wenn ich euch

aus den Tiefen der Wogen hieher bemüht habe, um euch dieses mitzutheilen und das Glück zu haben, nach einer so langen Trennung, euch wiederzusehen.«

»Meine Schwester,« sagte hierauf der König Saleh, »der Vorschlag, welchen ich dir, auf die Erzählung deiner Abenteuer, die ich nicht ohne Schmerz anhören konnte, gethan habe, mit uns heimzukehren, sollte dir nur beweisen, wie sehr wir alle dich lieben, wie sehr insbesondere ich dich achte; und daß nichts uns mehr am Herzen liegt, als alles, was zu deinem Glücke beitragen kann. Aus denselben Beweggründen, kann ich meinerseits einen so vernünftigen und deiner so würdigen Entschluß nicht anders als billigen, nach dem was du uns von der Person des Königs von Persien und deinen großen Verpflichtungen gegen ihn erzählt hast. Was die Königinn, deine und meine Mutter, betrifft, so bin ich überzeugt, daß sie derselben Meinung ist.«

Diese Fürstinn bestätigte diese Voraussetzung des Königs, ihres Sohnes, und sprach, indem sie sich auch zu der Königinn Gülnare wandte: »Meine Tochter, ich bin erfreut, daß du zufrieden bist, und ich habe dem, was der König dein Bruder dir gesagt hat, nichts weiter hinzuzufügen. Ich würde die erste seyn, die dich tadelte, wenn du nicht einem Fürsten, der dich so leidenschaftlich liebt und so Großes für dich gethan hat, alle ihm schuldige Dankbarkeit erzeigtest.«

So sehr der König von Persien, in dem Gemache, durch die Furcht bekümmert gewesen

war, die Königinn Gülnare zu verlieren, so viel Freude hatte er, zu sehen, daß sie entschlossen war, ihn nicht zu verlassen. Da er, nach einer so bestimmten Erklärung, nicht mehr an ihrer Liebe zweifeln konnte, so liebte er sie nun noch tausendmal mehr, und er gelobte, ihr seine Erkenntlichkeit dafür auf alle ihm nur mögliche Weise zu bezeigen.

Während der König von Persien also mit sich selber redete, hatte Gülnare in die Hände geklatscht, und den sogleich eingetretenen Sklavinnen befohlen, einen Imbiß aufzusetzen. Als aufgetragen war, lud sie die Königinn ihre Mutter, den König ihren Bruder, und ihre Nichten zum essen ein. Aber alle hatten denselben Gedanken, daß sie, ohne um die Erlaubniß gebeten zu haben, sich in dem Palast eines mächtigen Königs befanden, den sie nie gesehen hatten, und der sie nicht kannte; daß es also eine große Unhöflichkeit seyn würde, an seinem Tische ohne ihn zu essen. Die Röthe stieg ihnen darüber ins Gesicht, und von der innern Aufwallung fuhren ihnen Flammen aus den Nüstern und aus dem Munde, und ihre Augen funkelten.

Der König von Persien gerieth in unsägliches Schrecken über dieses unerwartete Schauspiel, dessen Ursache er nicht wußte. Gülnare, welche die Absicht ihrer Verwandten verstand, deutete ihnen nur an, indem sie sich von ihrem Sitz erhob, daß sie sogleich wiederkommen würde. Sie ging in das Gemach, wo sie den König durch ihre Gegenwart beruhigte. »Herr,« sagte sie zu ihm, »ich zweifle nicht, daß Euer Majestät mit

dem Zeugnisse zufrieden ist, welches ich so eben von meinen großen Verpflichtungen gegen euch abgelegt habe. Es stand nur bei mir, ihrem Verlangen nachzugeben, und mit ihnen in unser Reich zurück zu kehren: das aber wäre eine Undankbarkeit, wofür ich mich selber zuerst verdammen würde.«

»Ach,« rief der König von Persien aus, »redet nicht mehr von den Verpflichtungen, die ihr gegen mich habt; ich selber bin euch so sehr verpflichtet, daß ich euch meine Erkenntlichkeit nicht genugsam bezeigen kann. Ich hatte nicht geglaubt, daß ihr mich so sehr liebtet, als ich jetzt sehe: ihr habt mir so eben den schönsten Beweis davon gegeben.«

»Wie, Herr,« erwiederte Gülnare, »könnte ich weniger thun, als ich thue? Ich thue noch nicht genug, nach allen den Ehren, die mir zu Theil geworden sind, nach so viel Wohlthaten, womit ihr mich überhäuft habt, nach so viel Beweisen der Liebe, für welche ich unmöglich unempfindlich seyn könnte. Aber, Herr,« setzte die Königinn hinzu, »schweigen wir jetzo davon, und überzeuget euch von der aufrichtigen Freundschaft, mit welcher meine Mutter und mein Bruder euch verehren. Sie brennen vor Verlangen, euch zu sehen, und es euch selber zu versichern. Ich besorgte sogar, mir einen Handel mit ihnen zuzuziehen, als ich ihnen einen Imbiß geben wollte, bevor ich ihnen diese Ehre verschafft hatte. Ich bitte also Euer Majestät geruhe herein zu treten, und sie mit eurer Gegenwart zu beehren.«

»Theure Frau,« erwiederte der König von Persien, »es würde mir ein großes Vergnügen machen, diese euch so nahe angehörigen Personen zu begrüßen; aber die Flammen erschrecken mich, welche ich aus ihren Nüstern und aus ihrem Munde fahren sehe.«

»Herr,« versetzte die Königinn lächelnd, »diese Flammen dürfen Euer Majestät nicht die geringste Furcht machen; sie bedeuten nichts anderes, als ihren Widerwillen, in eurem Palaste zu essen, ohne daß ihr sie mit eurer Gegenwart beehret.«

Zweihundert und sechs und sechzigste Nacht.

Der König von Persien, durch diese Worte beruhigt, stand auf von seinem Sitze, und trat mit der Königinn Gülnare in das Zimmer. Die junge Königinn stellte ihn ihrer Mutter, dem König ihrem Bruder, und ihren Nichten vor, die sich sogleich vor ihm mit dem Angesicht auf den Boden warfen. Der König lief alsbald hin zu ihnen, nöthigte sie, aufzustehen, und umarmte sie nacheinander.

Nachdem sich alle gesetzt hatten, nahm der König Saleh das Wort, und sprach zu dem Könige von Persien: »Herr, wir können Euer Majestät nicht genug unsere Freude darüber bezeigen, daß Gülnare, meine Schwester, in ihrem Mißgeschicke das Glück gehabt hat, den Schutz eines so mächtigen Monarchen zu finden. Wir können euch versichern, daß sie des hohen Ranges, zu welchem ihr sie erhoben habt, nicht un-

würdig ist. Wir haben stets so große Liebe und Zärtlichkeit für sie gehabt, daß wir uns nicht entschließen konnten, sie einem jener mächtigen Fürsten des Meeres zu geben, welche selbst vor ihrer Mannbarkeit schon bei uns um sie warben. Der Himmel hat sie für euch, Herr, aufbewahrt, und wir können ihm nicht besser für die euch erzeigte Gunst danken, als wenn wir ihn bitten, Euer Majestät die Gnade zu gewähren, daß ihr noch lange Jahre mit ihr im Schooße des Glückes lebet.«

»Es muß wohl so seyn,« erwiederte der König von Persien, wie ihr bemerket, daß der Himmel sie für mich aufbewahrt hat. Die Leidenschaft, die ich für sie fühle, läßt mich erkennen, daß ich noch gar nicht geliebt hatte, bevor ich sie sah. Ich kann der Königinn Mutter und euch, mein Fürst, nicht dankbar genug seyn für den Edelmuth, mit welchem ihr einwilligt, mich in eine mir so ehrenvolle Verwandtschaft aufzunehmen.«

Nach diesen Worten lud er sie ein, sich zu Tische zu setzen, und setzte sich auch nebst Gülnare'n mit ihnen.

Nach dem Imbiß unterhielt sich der König von Persien mit ihnen bis tief in die Nacht: und als es Zeit war schlafen zu gehen, führte er sie selber nach den für sie bereiteten Zimmern.

Der König von Persien bewirthete seine erlauchten Gäste mit ununterbrochenen Festen, bei welchen er nichts vergaß, was seine Größe und Herrlichkeit zeigen konnte, und unvermerkt be-

wog er sie so, bis zur Niederkunft der Königinn an seinem Hofe zu bleiben.

Sie kam endlich nieder, und brachte einen Sohn zur Welt, zur großen Freude der Königinn, ihrer Mutter, welche ihn dem Könige darbrachte, sobald ihm die ersten prächtigen Windeln angelegt waren.

Der König von Persien empfing dieses Geschenk mit einer Freude, die man sich leichter denken, als beschreiben kann. Da das Antlitz des kleinen Prinzen, seines Sohnes, voll und von glänzender Schönheit war, so glaubte er ihm keinen passendern Namen geben zu können, als Beder [10]. Um dem Himmel dafür zu danken, ertheilte er den Armen reichliche Almosen, ließ die Gefangenen los schenkte allen seinen Sklaven beiderlei Geschlechts die Freiheit, und ließ große Summen unter die Geistlichen und andächtigen Brüder seiner Religion vertheilen. Er spendete auch reichliche Gaben an seinem Hofe und unter das Volk, und ließ durch die ganze Stadt mehrtägige Freudenfeste verkündigen.

Nachdem die Königinn Gülnare von ihrem Wochenbette wieder aufgestanden war, und sie sich eines Tages in ihrem Zimmer mit dem Könige von Persien, der Königinn ihrer Mutter, dem Könige Saleh, und den Prinzessinnen ihren Nichten, unterhielt, trat die Amme mit dem kleinen Prinzen Beder auf dem Arme herein. Saleh stand sogleich auf von seinem Sitze, lief zu dem kleinen Prinzen, und nachdem er ihn der Amme vom Arme genommen, begann er ihn mit großer Zärtlichkeit zu küssen und zu herzen.

Er ging mit ihm mehrmals im Zimmer umher, indem er ihn spielend auf seinen Armen wiegte; und plötzlich, im Entzücken seiner Freude, schwang er sich aus einem offen stehenden Fenster, und schoß mit dem Prinzen ins Meer hinab.

Der König von Persien, der sich dieses Schauspiels nicht versah, stieß ein entsetzliches Geschrei aus, im Wahne, daß er den Prinzen, seinen geliebten Sohn, nie, oder doch nur todt wiedersehen würde. Es fehlte nicht viel, daß er, übermannt von seiner Betrübniß, seinem Schmerz und seinen Thränen, den Geist aufgab. »Herr,« sprach aber Gülnare zu ihm, mit einem Gesicht und in einem Tone, welcher ihn wohl beruhigen konnte, »fürchte Euer Majestät nichts. Der kleine Prinz ist auch mein Sohn, und ich liebe ihn nicht weniger als ihr; ihr seht gleichwohl, daß ich darüber nicht unruhig bin: in der That, er läuft keine Gefahr, und ihr werdet bald den König, seinen Oheim, wieder erscheinen und ihn gesund und unversehrt zurückbringen sehen. Obschon er aus eurem Blute entsprossen ist, so hat er doch nicht minder von mir den Vorzug geerbt, eben so wohl im Meere, als auf dem Lande leben zu können.«

Die Königinn ihre Mutter und die Prinzessinnen ihre Nichten bekräftigten dieses dem Könige von Persien; aber ihr Zureden machte doch nicht so große Wirkung, um ihn von seiner Furcht zu befreien: es war ihm unmöglich, sie abzulegen, so lange der Prinz Beder seinen Augen entrückt blieb.

Das Meer ward endlich wieder unruhig, und

bald sah man den König Saleh, welcher, mit dem kleinen Prinzen Beder im Arme, daraus emporstieg, und sich durch die Luft schwingend in dasselbe Fenster wieder hereinschwebte, durch welches er entschwunden war. Der König von Persien war froh, und in großer Verwunderung, als er den Prinzen Beder so ruhig als zuvor sah. Der König Saleh fragte ihn: »Herr, Euer Majestät war wohl sehr bange, als ihr mich mit dem Prinzen, meinem Neffen, ins Meer tauchen sahet.«

»Ach, mein Fürst,« antwortete der König von Persien, »ich kann euch nicht ausdrücken, wie; ich hielt ihn für verloren, und ihr habt mir das Leben wiedergegeben, indem ihr ihn mir wiederbringet.«

»Herr,« versetzte der König Saleh, »ich habe es wohl gedacht; aber es war nicht das Geringste zu fürchten. Bevor ich hinabtauchte, hatte ich über ihn die geheimnißvollen Worte ausgesprochen, welche auf dem Siegelringe des großen Königs Salomon, Davids Sohnes, eingegraben waren. Wir thun dasselbe mit allen Kindern, die bei uns in den Ländern auf dem Grunde des Meeres geboren werden; und durch die Kraft dieser Worte erhalten sie dieselbe Eigenschaft, welche wir vor den Menschen, die auf dem Lande wohnen, voraus haben.

Hienach kann Euer Majestät beurtheilen, welchen Vorzug der Prinz Beder durch seine Geburt von Seiten der Königinn Gülnare, meiner Schwester, empfangen hat. So lange er lebt, und so oft er will, steht es ihm frei, ins Meer hinab

zu tauchen und die weiten Reiche zu durchlaufen, welche sein Schooß verschließt.«

Nach diesen Worten öffnete der König Saleh, der schon den kleinen Prinzen Beder den Armen der Amme wieder überliefert hatte, ein Kästchen, welches er während der kurzen Zeit seines Entschwindens aus seinem Palaste geholt und mitgebracht hatte, und welches angefüllt war mit dreihundert Diamanten, so groß wie Taubeneier, mit einer gleichen Anzahl Rubinen von außerordentlicher Größe, mit eben so viel Smaragdstangen von der Länge eines halben Fußes, und mit dreißig Schnüren oder Halsbändern von Perlen, jedes zehn Stück.

»Herr,« sprach er zu dem Könige von Persien, indem er ihm dieses Kästchen zum Geschenk überreichte, »als wir von der Königinn, meiner Schwester, gerufen wurden, wußten wir nicht, in welcher Gegend der Erde sie war, und daß sie die Ehre hatte, die Gemahlinn eines so mächtigen Königs zu seyn: das ist Schuld, daß wir mit leeren Händen gekommen sind. Da wir nun Euer Majestät unsere Erkenntlichkeit nicht anders bezeugen können, so bitten wir euch, dieses geringe Zeichen derselben anzunehmen, in Betracht der ausgezeichneten Güte, welche ihr meiner Schwester bewiesen habt, und an welcher wir nicht minder Theil nehmen, als sie selber.«

Es läßt sich nicht beschreiben, wie groß das Erstaunen des Königs von Persien war, als er so viel Reichthümer in einem so kleinen Raum eingeschlossen sah.

»Ei wie mein Prinz!« rief er aus, »ein Geschenk von unschätzbarem Werthe nennet ihr ein geringes Zeichen eurer Erkenntlichkeit? Ich erkläre euch noch einmal, daß ihr mir gar keinen Dank schuldig seyd, weder die Königinn eure Mutter, noch ihr selber. Ich schätze mich überglücklich durch eure Beistimmung zu der Verbindung, welche ich mit euch gestiftet habe. — Theure Frau,« sprach er, sich zu der Königinn Gülnare wendend, »der König euer Bruder versetzt mich in eine Beschämung, aus welcher ich mich noch nicht wieder finden kann; und ich würde ihn um die Erlaubniß bitten, sein Geschenk abzulehnen, wenn ich ihn nicht dadurch zu beleidigen fürchtete. Bittet ihr ihn, daß er mir gütig erlasse, es anzunehmen.«

»Herr,« entgegnete der König Saleh, »ich bin nicht verwundert, daß Euer Majestät dieses Geschenk außerordentlich findet; ich weiß, daß man auf dem Lande nicht gewohnt ist, Edelgesteine von dieser Güte und in so großer Menge beisammen zu sehen. Aber wenn ihr wüßtet, daß mir die Gruben, wo sie gefunden werden, bekannt sind, und daß es in meiner Macht steht, von dergleichen einen viel reicheren Schatz zu sammeln, als alles, was in den Schatzkammern der Landkönige ist, so würdet ihr euch verwundern, daß wir die Dreistigkeit gehabt haben, euch ein so unbedeutendes Geschenk zu machen. Auch bitten wir euch, es nicht hienach, sondern nach der aufrichtigen Freundschaft zu schätzen, mit welcher wir es euch darbieten, und uns

nicht durch die Ablehnung desselben zu beschämen.«

So höfliche Wendungen nöthigten den König von Persien es anzunehmen, und er machte ihm und der Königinn Mutter große Danksagungen dafür.

Einige Tage darnach bezeigte der König Saleh dem Könige von Persien, daß die Königinn seine Mutter, die Prinzessinnen seine Nichten, und er selber zwar kein größeres Vergnügen haben könnten, als ihr ganzes übriges Leben an seinem Hofe zuzubringen; da sie aber schon lange aus ihrem Reiche abwesend und ihre Gegenwart daselbst nöthig wäre: so bäten sie ihn um die Erlaubniß, von ihm und der Königinn Gülnare Abschied zu nehmen.

Der König von Persien antwortete ihnen, es thäte ihm sehr leid, daß es nicht in seiner Macht stände, ihre Höflichkeit zu erwiedern, und sie in ihrem Reiche zu besuchen. »Da ich aber überzeugt bin,« fügte er hinzu, »daß ihr die Königinn Gülnare nicht vergessen, sondern sie von Zeit zu Zeit besuchen werdet, so hoffe ich, ich werde die Ehre haben, euch noch öfter als einmal zu sehen.«

Bei der Trennung wurden auf beiden Seiten viele Thränen vergossen. Der König Saleh schied zuerst; aber die alte Königinn und die Prinzessinnen mußten sich, um ihm zu folgen, fast mit Gewalt aus den Umarmungen der Königinn Gülnare losreißen, welche sich nicht entschließen konnte, sie fahren zu lassen.

Als diese königliche Gesellschaft entschwunden war, konnte der König von Persien sich nicht enthalten, zu der Königinn Gülnare zu sagen: »Theure Frau, ich würde denjenigen für einen meine Leichtgläubigkeit mißbrauchenden Menschen gehalten haben, der sich unterfangen hätte, mir alle die Wunderdinge für Wahrheit auszugeben, von welchen ich Zeuge gewesen bin, seit dem Augenblicke, wo eure erlauchte Verwandtschaft meinen Palast mit ihrer Gegenwart beehrte. Aber ich kann meine Augen nicht Lügen strafen: ich werde mich Zeitlebens daran erinnern, und nicht aufhören dem Himmel dafür zu danken, daß er euch mir vor allen anderen Fürsten zugedacht hat.«

Der kleine Prinz Beder wurde in dem Palaste gesäugt und aufgezogen, unter den Augen des Königs und der Königinn von Persien, die ihn mit großem Vergnügen aufwachsen und an Schönheit zunehmen sahen. Er gewährte ihnen immer mehr Freude, in dem Maße, wie er im Alter vorrückte, durch seine stäte Heiterkeit, seine Anmuth in allem was er that, und durch die Kennzeichen seines richtigen und lebhaften Verstandes in allem was er sagte. Und diese ihre Freude wurde dadurch noch erhöhet, daß der König Saleh, sein Oheim, die Königinn seine Großmutter, und die Prinzessinnen seine Muhmen, oft hinkamen, um Theil daran zu nehmen. Man hatte keine Mühe, ihn lesen und schreiben zu lehren, und mit derselben Leichtigkeit unterrichtete man ihn in allen Wissenschaf-

ten, welche einem Prinzen seines Ranges angemessen waren.

Zweihundert und sieben und sechzigste Nacht.

Als der Prinz von Persien das Alter von funfzehn Jahren erreicht hatte, übertraf er schon in allen seinen Uebungen seine Lehrmeister unendlich an Geschicklichkeit und Anmuth. Dabei zeigte er eine bewundernswürdige Einsicht und Klugheit.

Der König von Persien, der an ihm, fast von seiner Geburt an, diese einem Fürsten so nöthigen Tugenden erkannte, und ihn fortwährend darin sich bestärken sah, und zugleich die große Schwachheit seines Alters täglich mehr fühlte, wollte nicht abwarten, bis sein Tod erst ihn in den Besitz seines Reichs setzete. Er hatte keine Mühe, seinen Reichsrath mit seinem Wunsche hierüber einstimmig zu machen; und das Volk vernahm seinen Entschluß mit um so mehr Freude, als der Prinz Beder würdig war, sie zu beherrschen. Denn da er schon seit langer Zeit öffentlich erschien, so hatten alle nach Gefallen bemerken können, daß er nicht jenes stolze, verächtliche und zurückstoßende Wesen hatte, welches bei den meisten anderen Prinzen so gewöhnlich ist, die auf alles, was unter ihnen ist, mit unerträglichem Hochmuth und Verachtung herabblicken. Sie wußten im Gegentheil, daß er alle Leute mit einer Freundlichkeit ansah, welche einlud, sich ihm zu nahen; daß er huldreich

alle anhörte, die ihm etwas zu sagen hatten; daß er ihnen mit einem ihm eigenen Wohlwollen antwortete, und daß er niemand etwas abschlug, sofern die Bitte nur irgend statthaft war.

Der Tag der Feierlichkeit wurde angesetzt; und an diesem Tage, mitten in dem zahlreichen als gewöhnlich versammelten Reichsrathe, stieg der König von Persien, der sich anfangs auf seinen Thron gesetzt hatte, von demselben herab, nahm die Krone von seinem Haupte, und setzte sie auf das Haupt des Prinzen Beder; und nachdem er ihn selbst auf seinen Platz hinaufgeführt hatte, küßte er ihm die Hand, zum Zeichen, daß er ihm sein ganzes Ansehen und alle seine Macht übergebe; worauf er sich unter ihm, in dem Range der Wesyre und Emire, setzte.

Alsbald traten die Wesyre, die Emire, und alle die ersten Beamten hervor, warfen sich dem neuen Könige zu Füßen, und leisteten ihm den Eid der Treue, ein jeder nach seinem Range.

Der Groß-Wesyr trug nun mehrere wichtige Staatssachen vor, über welche Beder mit einer Weisheit entschied, die die ganze Versammlung in Bewunderung setzte. Er entsetzte hierauf mehrere der Untreue überwiesene Statthalter und setzte andere an ihre Stelle, mit einer so richtigen und billigen Beurtheilung, daß er sich den allgemeinen lauten Beifall erwarb, der um so ehrenvoller war, als die Schmeichelei keinen Theil daran hatte.

Er verließ endlich die Rathsversammlung, und begab sich in Begleitung des Königs seines Vaters nach der Wohnung der Königinn Gül-

nare. Diese sah ihn nicht sobald mit der Krone auf dem Haupte, als sie auf ihn zulief, ihn mit großer Zärtlichkeit umarmte, und seiner Regierung eine lange Dauer wünschte.

Das erste Jahr seiner Regierung verwaltete der König Beder sein königliches Amt mit großer Emsigkeit. Vor allen Dingen unterrichtete er sich sorgfältig von den Staatsangelegenheiten, und von allem, was zur Glückseligkeit seiner Unterthanen beitragen konnte.

Im folgenden Jahre übertrug er, mit Genehmigung des alten Königs seines Vaters, dem Rathe die Verwaltung der Staatsgeschäfte, und verließ die Hauptstadt, unter dem Vorwande einer Jagdlust: aber es geschah, um alle Provinzen seines Reiches zu durchreisen, und darin die Mißbräuche abzuschaffen, überall Ordnung und Zucht herzustellen, und indem er sich an den Gränzen zeigte, den benachbarten übelgesinnten Fürsten die Lust zu benehmen, etwas gegen die Sicherheit und Ruhe seiner Staaten zu unternehmen.

Nicht weniger als die Zeit eines Jahres bedurfte dieser junge König, um einen seiner so würdigen Vorsatz auszuführen.

Noch nicht lange war er wieder zurück, als der König sein Vater so gefährlich erkrankte, daß er sogleich selber fühlte, er würde nicht wieder aufstehen. Er erwartete den letzten Augenblick seines Lebens mit großer Ruhe; und seine einzige Sorge war, den Ministern und den Großen des Hofes seines Sohnes zu empfehlen, die ihm geschworene Treue zu bewahren; und es war keiner,

der nicht seinen Eid eben so aufrichtig erneuerte, als das erste Mal. Er starb endlich, zur innigsten Betrübniß des jungen Königs Beder und der Königinn Gülnare, die seine Leiche in einem prächtigen Grabmale beisetzen ließen.

Nach Beendigung der Leichenfeier, war es für den König Beder kein Zwang, die Persische Sitte zu beobachten, nämlich, die Todten einen vollen Monat zu beweinen, und während dieser ganzen Zeit sich von niemand sehen zu lassen. Er hätte seinen Vater sein lebelang beweint, wenn er dem Uebermaaße seiner Betrübniß gefolgt, und es einem großen Könige verstattet wäre, sich ihr ganz hinzugeben In dieser Zwischenzeit kamen auch die Königinn, Gülnare's Mutter, und der König Saleh, mit den Prinzessinnen ihren Nichten, und nahmen großen Theil an ihrer Trauer, bevor sie ihnen Trost zusprachen.

Als der Monat verflossen war, konnte der König nicht umhin, seinen Groß-Wesyr und alle die Großen seines Hofes vorzulassen, die ihn baten, das Trauerkleid abzulegen, sich seinen Unterthanen zu zeigen, und wieder die Besorgung der Staatsgeschäfte zu übernehmen, wie zuvor. Er bezeigte anfangs einen so großen Widerwillen, sie anzuhören, daß der Groß-Wesyr genöthigt war, das Wort zu nehmen und zu ihm zu sagen:

»Herr, ich brauche Euer Majestät nicht vorzustellen, daß es nur den Frauen zusteht, in einer stäten Trauer zu verharren. Wir zweifeln nicht, daß ihr ebendavon überzeugt seyd, und

daß es nicht eure Absicht ist, ihrem Beispiele zu folgen. Weder unsere Thränen noch die eurigen sind im Stande, dem König euren Vater das Leben wiederzugeben, und wenn wir auch unser lebelang nicht aufhöreten zu weinen. Er hat das allgemeine Schicksal der Menschen erfüllt, welches sie dem unablöslichen Zins des Todes unterwirft. Wir können gleichwohl nicht sagen, daß er durchaus todt sey, weil wir ihn in eurer geheiligten Person wiedersehen. Er selber hat sterbend nicht daran gezweifelt, daß er in euch wieder auflebe: es ist nun an Euer Majestät, zu zeigen, daß er sich nicht getäuscht hat.«

Der König Beder konnte so dringenden Vorstellungen nicht widerstehen: er legte von Stund an das Trauergewand ab; und nachdem er das königliche Kleid und den königlichen Schmuck wieder angelegt hatte, begann er der Pflege seines Reichs und seiner Unterthanen mit derselben Aufmerksamkeit wahrzunehmen, wie vor dem Tode des Königs seines Vaters. Er that dies mit allgemeinem Beifalle; und da er genau die Beobachtung der Verordnungen seiner Vorfahren handhabte, so bemerkten die Völker kaum, daß sie einen neuen Herrn hatten.

Der König Saleh, der mit der Königinn seiner Mutter und den Prinzessinnen wieder in seine Meerländer heimgekehrt war, sobald er gesehen, daß der König Beder die Regierung wieder übernommen hatte, kam nach Verlauf eines Jahres allein zurück; und der König Beder und die Königinn Gülnare freuten sich ihn wieder zu sehen.

Eines Abends, nach Tische, als man abgedeckt und sie allein gelassen hatte, unterhielten sie sich über mancherlei Dinge.

Unvermerkt kam der König Saleh auf das Lob des Königs, seines Neffen, und bezeigte der Koniginn, seiner Schwester, wie sehr er mit der Weisheit seiner Regierung zufrieden wäre, welche ihm einen so großen Ruhm, nicht allein bei den benachbarten Königen, sondern selbst bis in die entferntesten Königreiche, erworben hätte. Der König Beder, der sich selber nicht so rühmen hören mochte, aber auch aus Wohlanständigkeit dem Könige seinem Oheime nicht Stillschweigen auferlegen wollte, wandte sich auf die Seite, und stellte sich, als ob er schliefe, indem er den Kopf an ein Kissen hinter ihm lehnte.

Von den Lobeserhebungen des bewunderns-würdigen Benehmens und des in allen Dingen überlegenen Geistes des Königs Beder, ging der König Saleh zu denen seiner Gestalt über, und er sprach davon, wie von einem Wunder, welches nicht seinesgleichen auf Erden, noch in allen ihm bekannten Reichen unter den Fluten des Meeres hätte. »Meine Schwester,« rief er plötzlich aus, »so wie er gebildet ist, und wie du selber ihn siehst, wundere ich mich, daß du noch nicht daran gedacht hast, ihn zu vermählen. Gleichwohl, wenn ich mich nicht irre, ist er schon in seinem zwanzigsten Jahre; und in solchem Alter ziemt es einem Fürsten, wie er ist, nicht mehr ohne eine Frau zu seyn. Ich will selber darauf bedacht seyn, weil du nicht daran

denkst, und ihm eine Gemahlinn aus unsern Reichen geben, die seiner würdig ist.«

»Mein Bruder,« erwiederte die Königinn Gülnare, »du erinnerst mich an eine Sache, an welche ich bisher nicht im mindesten gedacht habe. Weil er noch gar keine Neigung für den Ehestand bezeigt hat, so habe ich selber auch nicht Acht darauf gehabt, und es ist mir lieb, daß es dir eingefallen ist, mit mir davon zu reden. Da ich es sehr billige, ihm eine von unsern Prinzessinnen zu geben, so bitte ich dich, mir eine herzuführen, aber eine so schöne und vollkommene, daß der König mein Sohn gezwungen ist, sie zu lieben.«

»Ich weiß eine solche, versetzte der König Saleh, indem er leiser redete, »aber bevor ich dir sage, wer sie ist, bitte ich dich, zu sehen, ob der König mein Neffe auch schläft; ich werde dir sagen, weshalb diese Vorsicht gut ist.«

Die Königinn Gülnare drehte sich um, und da sie ihren Sohn so liegen sah, wie gesagt ist, so zweifelte sie keinesweges, daß er fest schliefe. Der König Beder indessen, weit entfernt zu schlafen, verdoppelte seine Aufmerksamkeit, um kein Wort von dem zu verlieren, was der König sein Oheim so geheim zu sagen hätte.

»Du brauchst dir keinen Zwang anzuthun,« sagte die Königinn zu ihrem Bruder, »du kannst frei reden, ohne Furcht gehört zu werden.«

Zweihundert und acht und sechzigste Nacht.

»Es ist nicht rathsam,« fuhr nun der König Saleh fort, »daß der König mein Neffe sobald

Kenntniß von dem erlange, was ich dir zu sagen habe. Die Liebe, wie du weißt, schlüpft manchmal durch das Ohr ins Herz, und es ist nicht räthlich, daß er etwa auf diese Weise schon zum voraus diejenige liebe, welche ich dir nennen will. Denn ich sehe große Schwierigkeiten zu übersteigen, nicht sowohl von Seiten der Prinzessinn, wie ich hoffe, als von Seiten des Königs, ihres Vaters. Ich darf dir nur die Prinzessinn Giäuhare [11]) und den König von Samandal nennen.«

»Was sagst du, mein Bruder?« versetzte die Königinn Gülnare, »die Prinzessinn Giäuhare ist noch unvermählt? ich erinnere mich, sie kurz vor meiner Trennung von dir gesehen zu haben: sie war ungefähr achtzehn Monat alt, und damals schon von erstaunlicher Schönheit. Sie muß gegenwärtig ein Wunder der Welt seyn, wenn ihre Schönheit seitdem immer zugenommen hat. Der geringe Unterschied des Alters zwischen ihr und dem Könige meinem Sohne, darf uns nicht abhalten, alle unsere Kräfte aufzubieten, um ihm eine so vortheilhafte Heirath zu verschaffen. Es kommt nur darauf an, die Schwierigkeiten zu kennen, welche du dabei findest, um sie zu überwinden.«

»Meine Schwester,« fuhr der König Saleh fort, »sie bestehen darin, daß der König von Samandal einen unerträglichen Dünkel hat, daß er sich über alle andere Könige erhaben wähnt, und daß also wenig Anschein ist, mit ihm eine Unterhandlung wegen dieser Verbindung anknüpfen zu können. Nichtsdestoweniger will ich sel-

der hingehen und um die Prinzessinn seine Tochter bei ihm anhalten; und wenn er sie uns abschlägt, so wollen wir uns anderswohin wenden, wo wir günstigeres Gehör finden werden. — »Deshalb ist es gut, wie du siehst,« fügte er hinzu, »daß der König mein Neffe nichts von unserer Absicht erfahre, bis wir der Einwilligung des Königs von Samandal gewiß sind, damit nicht etwa die Liebe zu der Prinzessinn Giäuhare sich seines Herzens bemächtige, ohne daß wir im Stande sind, sie ihm zu verschaffen.«

Sie unterhielten sich noch einige Zeit über denselben Gegenstand; und bevor sie sich trennten, kamen sie darin überein daß der König Saleh unverzüglich in sein Reich zurückkehren und bei dem Könige von Samandal um die Prinzessinn Giäuhare für den König von Persien anhalten sollte.

Da die Königinn Gülnare und der König Saleh wähnten, daß der König Beder wirklich schliefe, so weckten sie ihn auf, als sie schlafen gehen wollten, und Beder wußte sich sehr gut zu verstellen, als wenn er aus einem tiefen Schlaf aufwachete. In Wahrheit aber hatte er kein Wort von ihrer Unterredung verloren, und das Bild, welches sie von der Prinzessinn Giäuhare entworfen, hatte in seinem Herzen eine Leidenschaft angefacht, welche ihm ganz neu war. Er machte sich von ihrer Schönheit eine so reizende Vorstellung, daß das Verlangen, sie zu besitzen, ihn die ganze Nacht hindurch in eine Unruhe versetzte, welche ihn kein Auge zuschließen ließ.

Am folgenden Morgen wollte der König Saleh von der Königinn Gülnare und seinem Neffen Abschied nehmen. Der junge König von Persien, der wohl wußte, daß sein Oheim nur deshalb so bald abreisen wollte, um ohne Zeitverlust an seinem Glücke zu arbeiten, konnte dies nicht hören, ohne die Farbe zu wechseln. Seine Leidenschaft war schon so stark, daß sie ihm nicht mehr erlaubte, auf den Anblick ihres Gegenstandes noch so lange zu warten, als er zu den Unterhandlungen über seine Vermähluug erforderlich glaubte. Er faßte also den Entschluß, seinen Oheim zu bitten, daß er ihn mitnähme. Da er aber die Königinn seine Mutter nichts davon wissen lassen, und Gelegenheit haben wollte, mit ihm allein davon zu sprechen, so nöthigte er ihn, noch da zu bleiben, um den folgenden Tag an einer Jagdlust mit ihm Theil zu nehmen, mit dem Vorsatze, diese Gelegenheit zu benutzen und ihm seine Absicht zu erklären.

Die Jagd wurde angestellt, und der König Beder befand sich mehrmals mit seinem Oheim allein; aber er hatte nicht das Herz, den Mund zu öffnen und ihm ein Wort von seinem Anliegen zu sagen. Als in der Hitze der Jagd der König Saleh sich von ihm getrennt hatte, und auch keiner von seinen Offizieren noch von seinen Leuten bei ihm geblieben war, stieg er an einem Bache ab, und nachdem er sein Pferd an einem Baum gebunden hatte, der einen schönen Schatten gab, streckte er sich auf den Rasen hin, und ließ seinen Thränen freien Lauf, welche im Ueberflusse, mit Seufzern und Schluchzen vermischt,

dahin strömten. Er blieb lange so in seinen Gedanken versunken, ohne ein einziges Wort vorzubringen.

Unterdessen war der König Saleh, als er seinen Neffen nicht mehr sah, in großer Sorge, und forschte nach, wo er wäre, fand aber niemand, der ihm etwas von ihm sagen konnte. Er trennte sich von den übrigen Jägern, suchte ihn selber, und erblickte ihn von weiten. Er hatte schon gestern bemerkt, daß er nicht seine gewöhnliche Munterkeit hatte, daß er, gegen seine Weise, nachdenklich war, und nicht sogleich, oder doch nicht angemessen, auf die an ihn gerichteten Fragen antwortete. Aber er hatte nicht den geringsten Verdacht über die Ursache dieser Veränderung gehabt. Als er ihn nun aber in dieser Lage sah, zweifelte er nicht mehr, daß er seine Unterredung mit der Königinn Gülnare gehört und sich verliebt hätte. Er stieg ziemlich weit von ihm ab, und nachdem er sein Pferd an einen Baum gebunden hatte, nahm er einen großen Umweg, und trat ganz leise so nahe heran, daß er ihn folgende Worte aussprechen hörte:

»Liebenswürdige Prinzessinn des Königreichs Samandal!« rief Beder aus, »man hat mir ohne Zweifel nur einen schwachen Umriß von eurer unvergleichlichen Schönheit gemacht. Ihr seyd gewiß noch viel schöner und übertrefft alle Prinzessinnen der Welt, wie die Sonne den Mond und alle andere Gestirne mit einander überstrahlt! Ich würde auf der Stelle hingehen, euch mein

Herz darzubieten, wenn ich euch zu finden wüßte: es gehört euch an, und nie soll es eine andere Prinzessinn als ihr besitzen!«

Saleh mochte nicht mehr hören; er trat hervor, so daß der König Beder ihn sah, und sprach zu ihm: »Wie ich sehe, lieber Neffe, so hast du gehört, was ich mit der Königinn, deiner Mutter, vorgestern von der Prinzessinn Giäuhare geredet habe. Das war nicht unsere Absicht, und wir wähnten, du schliefest.«

»Mein lieber Oheim, antwortete Beder, ich habe kein Wort verloren, und die Wirkung davon empfunden, welche ihr vorausgesehen habt, ohne sie vermeiden zu können. Ich habe euch besonders in der Absicht noch aufgehalten, um vor eurer Abreise mit euch von meiner Liebe zu sprechen: aber die Scham, euch meine Schwäche zu bekennen, wenn es eine Schwäche ist, eine so liebenswürdige Prinzessinn zu lieben, — hat mir den Mund geschlossen. Ich flehe euch nun bei eurer Freundschaft für einen Prinzen, der die Ehre hat, euer so naher Verwandter zu seyn, habet Mitleid mit mir, und lasset mich nicht so lange auf den Anblick der göttlichen Giäuhare warten, bis ihr die Einwilligung des Königs, ihres Vaters, zu unserer Vermählung erhalten habt, wenn ihr nicht wollt, daß ich aus Liebe zu ihr sterbe, bevor ich sie gesehen habe.«

Diese Rede des Königs von Persien setzte den König Saleh in große Verlegenheit. Er stellte ihm vor, wie schwer es wäre, ihm hierin zu genügen; daß es nicht anders geschehen könnte,

als wenn er ihn mitnähme: weil aber seine Gegenwart in seinem Reiche nothwendig, und alles zu fürchten wäre, wenn er sich entfernete, so beschwur er ihn, seine Leidenschaft zu mäßigen, bis er die Sache so weit gebracht hätte, daß er ihn befriedigen könnte, und versicherte ihn, daß er alles möglichst beschleunigen, und in wenigen Tagen wiederkommen würde, um ihm Nachricht zu bringen.

Der König von Persien hörte aber nicht auf diese Gründe. »Grausamer Oheim,« entgegnete er, »ich sehe wohl, daß ihr mich nicht so sehr liebt, als ich glaubte, und daß ihr mich lieber wollt sterben lassen, als mir die erste Bitte zu gewähren, welche ich euch in meinem Leben gethan habe.«

»Ich bin bereit, dir zu beweisen,« versetzte der König Saleh, »daß es nichts auf der Welt gibt, was ich dir nicht zu Gefallen thun wollte; aber ich kann dich nicht mit mir nehmen, ohne daß du mit deiner Mutter davon gesprochen hast. Was würde sie von dir und von mir denken? Wenn sie einwilligt, will ich es wohl thun, und ich werde sie mit dir darum bitten.«

»Ihr wißt recht wohl,« erwiederte der König von Persien, »daß die Königinn, meine Mutter, nie zugeben wird, daß ich sie verlasse; und diese Entschuldigung beweiset mir nur noch mehr eure Härte gegen mich. Wenn ihr mich so sehr liebt, wie ihr mich überreden wollt, so müßt ihr auf der Stelle in euer Reich zurückkehren und mich mitnehmen.«

Zweihundert und neun und sechzigste Nacht.

Gedrungen, dem Willen des Königs von Persien nachzugeben, zog Saleh von seinem Finger einen Ring, auf welchem dieselben geheimnißvollen Namen Gottes eingegraben waren, wie auf dem Siegelringe des Propheten Salomon, und deren Kraft so viele Wunder gewirkt hatten. Diesen überreichte er ihm, und sprach dabei: »Nimm diesen Ring, stecke ihn an deinen Finger, und fürchte weder die Fluten noch die Tiefe des Meeres.«

Der König von Persien nahm den Ring, und als er ihn an den Finger gesteckt hatte, fuhr der König Saleh fort: »Mach' es, wie ich!«

Zu gleicher Zeit erhoben sich beide leicht in die Luft, schwebten dem nahen Meere zu, und tauchten darin hinab.

Der Meerkönig brauchte nicht viel Zeit, um mit dem Könige seinem Neffen in seinen Palast zu kommen; er führte ihn zuerst in die Wohnung der alten Königinn, der er ihn vorstellte. Der König von Persien küßte die Hand der Königinn, seiner Großmutter, und diese umarmte ihn mit herzlicher Freude. »Ich frage dich nicht nach deinem Befinden,« sprach sie zu ihm, »ich sehe, daß du wohlauf bist, und bin erfreut darüber; aber ich bitte dich, sage mir, was macht die Königinn Gülnare, deine Mutter und meine Tochter?«

Der König von Persien hütete sich wohl, ihr zu sagen, daß er abgereist wäre, ohne Abschied von ihr zu nehmen; er versicherte sie im Gegentheile, daß er sie bei vollkommener Ge-

sundheit verlassen, und sie ihm viele Grüße an sie aufgetragen hätte.

Die Königinn stellte ihm hierauf die Prinzessinnen vor, und während sie ihm Zeit ließ, sich mit ihnen zu unterhalten, ging sie mit dem Könige Saleh in ein anderes Zimmer, und dieser erzählte ihr die Liebe des Königs von Persien zu der Prinzessinn Giäuhare, auf das bloße Hörensagen von ihrer Schönheit, und wider seine (Saleh's) Absicht; er fügte hinzu, daß er ihn mitgebracht, weil er es sich nicht hätte erwehren können, und daß er eben auf Mittel sänne, um sie ihm zur Gemahlinn zu verschaffen.

Obwohl der König Saleh, eigentlich gesprochen, unschuldig an der Leidenschaft des Königs von Persien war, so wußte gleichwohl die Königinn es ihm wenig Dank, daß er von der Prinzessinn Giäuhare in seiner Gegenwart mit so wenig Vorsicht gesprochen hätte. »Deine Unbesonnenheit,« sprach sie zu ihm, »ist unverzeihlich. Machst du dir Hoffnung, daß der König von Samandal, dessen Gemüthsart dir so bekannt ist, mehr Achtung für dich haben wird, als für so viel andere Könige, denen er seine Tochter mit so auffallender Verachtung abgeschlagen hat? Willst du dich von ihm mit derselben Beschämung heimschicken lassen?«

»Frau Mutter,« erwiederte der König Saleh, »ich habe euch schon bemerklich gemacht, daß der König, mein Neffe, wider meine Absicht gehört hat, was ich meiner Schwester von der Schönheit der Prinzessinn Giäuhare erzählte. Das Versehen ist nun einmal geschehen, und wir müs-

sen jetzo nur bedenken, daß er sie leidenschaftlich liebt, und daß er vor Betrübniß und Schmerz sterben wird, wenn wir sie ihm nicht verschaffen, auf welche Weise es nun auch sey. Ich darf nichts hiebei versäumen, weil ich es bin, der, obgleich unschuldig, dieses Uebel gestiftet hat, und ich werde alles, was in meiner Macht steht, anwenden, um ein Mittel dafür zu finden. Ich hoffe, Frau Mutter, ihr werdet meinen Entschluß billigen, selber mit einem reichen Geschenke von Edelgesteinen zu dem Könige von Samandal zu gehen und um die Prinzessinn, seine Tochter, für den König von Persien, euren Enkel, anzuhalten. Ich habe einiges Vertrauen, daß er sie mir nicht abschlagen, sondern es annehmlich finden wird, mit einem der mächtigsten Monarchen der Erde in Verbindung zu treten.«

»Es wäre zu wünschen,» entgegnete die Königinn, »daß wir nicht in der Nothwendigkeit wären, diesen Antrag zu machen, von welchem wir keines so glücklichen Erfolges, als wir ihn wünschen, versichert sind; da es aber die Ruhe und Zufriedenheit des Königs, meines Enkels, gilt, so gebe ich dazu meine Einwilligung. Vor allen Dingen bitte ich dich, weil du die Denkungsart des Königs von Samandal kennst, sey auf deiner Hut, und sprich zu ihm mit aller ihm gebührenden Achtung und auf eine so verbindliche Weise, daß er sich nicht darüber beleidigt dünke.«

Die Königinn bereitete selber das Geschenk, setzte es aus Diamanten, Rubinen, Smaragden, und Perlenschnüren zusammen, und that es in ein sehr reiches und zierliches Kästchen.

Am folgenden Morgen beurlaubte sich Saleh von ihr und von dem Könige von Persien, und reiste ab mit einem nicht zahlreichen Gefolge seiner Offiziere und Leute. Bald erreichte er das Königreich, die Hauptstadt und den Palast des Königs von Samandal; und dieser säumte nicht, ihn vor sich zu lassen, sobald er seine Ankunft vernommen hatte. Er erhob sich, als er ihn eintreten sah, von seinem Throne; und der König Saleh, der gern auf einige Augenblicke vergessen wollte, wer er war, warf sich ihm zu Füßen, indem er ihm die Erfüllung alles dessen wünschte, was sein Herz nur begehrete.

Der König von Samandal bückte sich alsbald, um ihn aufzuheben, und nachdem er ihn neben sich hatte Platz nehmen lassen, hieß er ihn willkommen, und fragte ihn, ob er ihm in irgend etwas dienen könnte.

»Herr,« antwortete der König Saleh, »wenn mein Besuch auch keinen andern Beweggrund hätte, als um einem der mächtigsten Fürsten der Welt, der sich durch seine Weisheit und Tapferkeit so glänzend auszeichnet, meine Ehrfurcht zu bezeigen, so würde dieß jedoch immer nur ein sehr schwacher Ausdruck derselben für Euer Majestät seyn. Könntet ihr aber bis auf den Grund meines Herzens schauen, so würdet ihr die große Verehrung erkennen, von welcher es für euch erfüllt ist, und das heiße Verlangen, welches ich hege, euch meine Ergebenheit zu bezeigen.«

Mit diesen Worten nahm er das Kästchen aus den Händen eines seiner Leute, öffnete es

und bat den König, indem er es ihm darbot, es freundlich anzunehmen.

»Prinz,« erwiederte der König von Samandal, »ihr macht mir nicht ein so bedeutendes Geschenk, ohne ein demselben entsprechendes Gesuch an mich zu haben. Ist es etwas, das von meiner Macht abhängt, so werde ich mir ein großes Vergnügen daraus machen, es euch zu bewilligen. Redet, und saget mir frei heraus, worin ich euch dienen kann.«

»Es ist wahr, Herr,« fuhr der König Saleh fort, »daß ich Euer Majestät um eine Gnade anzusprechen habe, und ich würde mich wohl hüten, diese Bitte zu thun, wenn ihre Gewährung nicht in Eurer Macht stände. Ja, sie hängt so gänzlich von euch allein ab, daß ich jeden andern vergeblich darum ansprechen würde. Ich bitte euch also aufs inständigste darum, und flehe euch, sie mir nicht abzuschlagen.«

»Wenn dem so ist,« erwiederte der König von Samandal, »so habt ihr mir nur zu eröffnen, was es ist, und ihr sollt sehen, wie dienstfertig ich seyn kann, wenn ich es vermag.«

»Herr,« sagte nun der König Saleh, »nach dem Vertrauen, welches Euer Majestät mir auf euer Wohlwollen zu geben geruhet, will ich es nicht länger verhehlen, daß ich mit der Bitte komme, uns durch eine Vermählung mit der Prinzessinn Giäuhare, eurer verehrten Tochter, mit eurer Verbindung zu ehren, und dadurch das gute Einverständniß zu befestigen, welches die beiden Reiche seit so langer Zeit vereinigt.«

Bei dieser Rede brach der König von Samandal in ein lautes Gelächter aus, indem er sich auf das Kissen, woran er den Rücken lehnte, zurück sinken ließ, auf eine für den König Saleh höchst beleidigende Weise. »König Saleh,« sprach er zu ihm mit verächtlichem Tone, »ich hatte mir eingebildet, ihr wäret ein Fürst von gesundem Verstande, klug und bedachtsam, aber eure Rede gibt mir zu erkennen, wie sehr ich mich betrogen habe. Saget mir, ich bitte euch, wo hattet ihr eure Besinnung, als ihr euch ein solches Hirngespinst in den Kopf setztet, wie das ist, wovon ihr eben zu mir geredet habt? Wie hat es euch nur im Traume einfallen können, an die Vermählung mit der Prinzessinn Tochter eines so großen und mächtigen Königs zu denken, als ich bin? Ihr hättet zuvor besser den großen Abstand zwischen euch und mir ermessen und nicht in einem Augenblicke die Achtung wieder vernichten sollen, welche ich für euch hegte.«

Der König Saleh ward durch eine so schimpfliche Antwort äußerst beleidigt, und er hatte viel Mühe seinen gerechten Zorn zurückzuhalten. »Möge Gott, Herr,« antwortete er mit aller möglichen Mäßigung, »Euer Majestät nach Verdienst vergelten!

Ich muß aber die Ehre haben, euch zu sagen, daß ich eure Prinzessinn Tochter nicht für mich zur Ehe begehre. Wäre dies, so würde ich, weit entfernt, daß Euer Majestät oder die Prinzessinn selber sich dadurch beleidigt wähnen durfte, dem einen wie der andern viel Ehre zu erweisen glauben. Euer Majestät weiß recht wohl,

daß ich einer der Meerkönige bin, wie ihr; daß die Könige meine Ahnherren keinem der übrigen Königsgeschlechter an Alter weichen; und daß mein von ihnen ererbtes Königreich nicht minder blühend und mächtig ist, als zu ihren Zeiten. Wenn ihr mich nicht unterbrochen hättet, so würdet ihr bald vernommen haben, daß die Gnade, warum ich euch bitte, nicht mich betrifft, sondern den jungen König von Persien, meinen Neffen, dessen Macht und Größe so wohl, als seine persönlichen Eigenschaften, euch nicht unbekannt seyn können. Alle Welt erkennt an, daß die Prinzessinn Giäuhare die schönste Jungfrau unter dem Himmel ist; aber nicht minder wahr ist, daß der junge König von Persien der wohlgebildeteste und vollkommenste Prinz auf Erden und in allen Reichen des Meeres ist: darüber sind die Stimmen durchaus nicht getheilt. Da also mein Antrag, nur zum großen Ruhm Euer Majestät und der Prinzessinn Giäuhare gereichen kann, so dürft ihr nicht zweifeln, daß Eure Einwilligung in eine so angemessene Verbindung allgemeiner Beifall begleiten werde. Die Prinzessinn ist des Königs von Persien würdig, und der König von Persien ist nicht minder ihrer würdig: es gibt keinen König, noch Fürsten auf der Welt, welcher ihm solches streitig machen könnte.«

Der König von Samandal würde dem Könige Saleh nicht Muße gegeben haben, so lange zu reden, wenn die Wuth, worin er dadurch versetzt wurde, es ihm verstattet hätte. Er saß noch eine Weile, nachdem Saleh schon geendigt hatte,

ohne ein Wort hervorzubringen, so sehr war er außer sich selber. Endlich brach er in wilde und eines so großen Königs unwürdige Schimpfreden aus. »Du Hund,« schrie er, »du wagst es, diese Rede gegen mich zu führen und den Namen meiner Tochter vor mir auch nur auszusprechen? Wer bist du denn? Wer war dein Vater? Wer ist deine Schwester, und wer ist dein Neffe? War sein Vater nicht ein Hund, und eines Hundes Sohn, wie du? Man ergreife den Unverschämten und haue ihm den Kopf ab.«

Die kleine Anzahl von Offizieren, die um den König von Samandal waren, setzten sich sogleich in Bereitschaft, zu gehorchen; aber da der König Saleh in voller Kraft seines Alters, rasch und gewandt war, so entkam er, bevor sie den Säbel gezogen hatten, und gewann die Thüre des Palastes, wo er tausend wohlbewaffnete und berittene Mann seiner Verwandten und seines Hauses fand, die so eben angekommen waren.

Die Königinn, seine Mutter, hatte bedacht, daß er nur so wenig Leute mit sich genommen hätte; und da ihr der üble Empfang ahnte, welchen der König von Samandal ihm bereiten könnte, so hatte sie diese Schaar gesendet und ihr große Eile empfohlen. Diejenigen seiner Verwandten, die an der Spitze standen, waren sehr froh, noch zur rechten Zeit angelangt zu seyn, als sie ihn so mit seinen Leuten in großer Verwirrung herauskommen und verfolgt sahen.

»Herr,« riefen sie, sobald er bei ihnen war, »was gibt es? Wir sind bereit, euch zu rächen: ihr dürft nur befehlen!«

Der König Saleh erzählte ihnen in wenig Worten den Vorgang, stellte sich an die Spitze einer starken Schaar, während die übrigen an der Thüre blieben, deren sie sich bemächtigten, und kehrte auf der Stelle wieder um. Da die wenigen Offiziere und Wachen, die ihn verfolgt, sich zerstreut hatten, trat er wieder in das Zimmer des Königs von Samandal, der alsbald von den Seinen verlassen, und nun festgenommen wurde. Der König Saleh ließ Mannschaft genug bei ihm, um sich seiner Person zu versichern, und ging von Zimmer zu Zimmer, um das der Prinzessinn Giäuhare zu suchen.

Aber gleich auf den ersten Lärm hatte sich diese Prinzessinn mit den Frauen, die um sie waren, auf die Oberfläche des Meeres emporgeschwungen, und sich auf eine wüste Insel geflüchtet.

Während diese Dinge im Palaste des Königs von Samandal vorgingen, setzten diejenigen von des Königs Saleh Gefolge, welche gleich bei den ersten Drohungen die Flucht ergriffen hatten, die Königinn Mutter in große Unruhe, indem sie ihr die Gefahr verkündigten, in welcher sie ihn verlassen hatten.

Der junge König Beder, der bei ihrer Ankunft gegenwärtig war, wurde um so mehr dadurch beunruhigt, da er sich als die erste Ursache alles des Uebels ansah, welches daraus entstehen konnte. Er hatte nicht Muth genug, den Anblick der Königinn seiner Großmutter zu ertragen, weil er den König Saleh seinetwegen in so großer Gefahr wußte. Während er sie be-

schäftigt sah, die Befehle zu ertheilen, welche sie unter diesen Umständen für nöthig erachtete, schwang er sich aus der Tiefe des Meeres empor; und da er nicht wußte, auf welchem Wege er nach dem Königreiche Persien heimkehren sollte, so flüchtete er sich auf dieselbe Insel, auf welche die Prinzessinn Giäuhare sich gerettet hatte.

Ganz außer sich, setzte er sich am Fuße eines großen Baumes nieder, welcher von mehreren kleineren umgeben war. Indem er sich hier wieder sammelte, hörte er sprechen: er horchte sogleich hin; weil er aber ein wenig zu entfernt war, um etwas von dem zu verstehen, was gesprochen wurde, so stand er auf und näherte sich ohne Geräusch dem Orte, woher die Stimmen kamen, und erblickte durch das Laub eine Schönheit, von welcher er ganz geblendet wurde.

»Ohne Zweifel,« sagte er bei sich selber, indem er stille stand, und sie mit Bewunderung betrachtete, »ist dies die Prinzessinn Giäuhare, welche vielleicht der Schreck gezwungen hat, den Palast des Königs ihres Vaters zu verlassen; und wenn sie es nicht ist, so verdient diese doch nicht minder, daß ich sie von ganzem Herzen liebe.«

Er weilte nicht länger, sondern trat hervor, und indem er sich der Prinzessinn mit tiefer Ehrerbietung näherte, sprach er zu ihr: »Edles Fräulein, ich kann dem Himmel nicht genug danken für die Gunst, welche er mir heute erzeigt, indem er meinen Augen das Schönste darbietet, auf welches er niederblickt.

Es könnte mir kein größeres Glück begegnen, als die Gelegenheit, euch meine Dienste darzubieten. Ich bitte euch, edles Fräulein, sie anzunehmen: eine Person, wie ihr, befände sich nicht in dieser Einöde, wenn sie keiner Hülfe bedürfte.«

»Es ist wahr, mein Herr,« antwortete die Prinzessinn Giäuhare mit trauriger Miene, »daß es sehr ungewöhnlich für eine Frau meines Standes ist, sich in einer solchen Lage zu befinden. Ich bin eine Prinzessinn, Tochter des Königs von Samandal, und nenne mich Giäuhare. Ich saß ruhig in meiner Wohnung, als ich plötzlich einen erschrecklichen Lärm hörte. Man kam, mir zu verkündigen, daß der König Saleh, ich weiß nicht aus welchem Grunde, den Palast gestürmt und sich meines Vaters bemächtigt, nachdem er alle diejenigen von seiner Wache, welche ihm Widerstand geleistet, niedergemacht hätte. Ich hatte nur noch so viel Zeit, zu entfliehen und hier einen Zufluchtsort vor seiner Gewaltthätigkeit zu suchen.«

Bei der Erzählung der Prinzessinn gerieth der König Beder in Verwirrung, daß er die Königinn, seine Großmutter, so voreilig verlassen hatte, ohne über die gebrachte Nachricht nähere Aufklärung abzuwarten. Er freute sich aber, daß der König sein Oheim sich der Person des Königs von Samandal bemeistert hatte: denn er zweifelte nicht, daß dieser ihm nun für seine Freiheit die Prinzessinn bewilligen würde.

»Anbetungswürdige Prinzessinn,« erwiederte er, »euer Schmerz ist sehr gerecht; aber es ist

leicht, ihn, zugleich mit der Gefangenschaft euers Vaters, zu heben. Ihr werdet mir beistimmen, wenn ihr erfahret, daß ich mich Beder nenne, König von Persien bin, und der König Saleh mein Oheim ist. Ich kann euch wohl versichern, daß dieser keinesweges die Absicht hat, sich der Staaten eures Vaters zu bemächtigen. Er hat keinen andern Zweck, als mir das Glück zu verschaffen, daß ich sein Eidam werde, indem ich euch aus seiner Hand zur Gemahlinn empfange. Ich hatte schon, auf die bloße Schilderung von eurer Schönheit und euern Reizen, euch mein Herz gewidmet. Weit entfernt, daß es mich gereue, bitte ich euch nun, es anzunehmen und überzeugt zu seyn, daß es immer nur für euch brennen wird. Ich wage zu hoffen, ihr werdet es nicht ausschlagen, sondern bedenken, daß ein König, der sein Reich einzig deshalb verlassen hat, um es euch darzubieten, einige Erkenntlichkeit verdiene. Erlaubet also, schönste Prinzessinn, daß ich die Ehre habe, euch meinem Oheime vorzustellen. Der König, euer Vater, wird nicht sobald seine Einwilligung zu unserer Vermählung gegeben haben, als er ihn wieder seine Staaten beherrschen lassen wird, wie zuvor.«

Die Erklärung des Königs Beder brachte nicht die Wirkung hervor, welche er davon erwartet hatte. Als die Prinzessinn ihn erblickte, hatte er ihr, bei seiner guten Miene, seiner Bildung, und dem edlen Anstande, womit er sich ihr nahte, anfangs nicht mißfallen. Aber sobald sie von ihm selber vernommen, daß er die Ursache der üblen Behandlung wäre, welche ihr

Vater jetzt eben erfahren hatte, so ließ sie ihr Schmerz darüber, und die Furcht, welche sie gezwungen hatte die Flucht zu ergreifen, ihn als einen Feind betrachten, mit welchem sie keine Gemeinschaft haben dürfte. Ueberdies, wie geneigt sie selber auch seyn mochte, in die von ihm gewünschte Vermählung zu willigen, so erkannte sie doch wohl, daß ihr Vater diese Verbindung unter andern auch aus dem Grunde verwürfe, weil der König Beder von einem Landkönig abstammte, und war entschlossen, sich in diesem Stücke gänzlich seinem Willen zu unterwerfen. Gleichwohl wollte sie nichts von ihrem Unmuthe merken lassen; sie sann nur auf ein Mittel, sich geschickt aus den Händen des Königs Beder zu befreien; und indem sie sich stellte, als ob sie ihn mit Vergnügen ansähe, sprach sie zu ihm, mit aller möglichen Höflichkeit:

»Herr, ihr seyd also ein Sohn der durch ihre außerordentliche Schönheit so berühmten Königinn Gülnare? Ich freue mich sehr, in euch einen ihrer so würdigen Prinzen zu sehen. Der König mein Vater hat sehr Unrecht, sich so heftig unserer gegenseitigen Verbindung zu widersetzen. So bald er euch aber nur sieht, wird er nicht länger anstehen, uns beide glücklich zu machen.« Indem sie diese Worte sagte, reichte sie ihm die Hand.

Der König Beder wähnte sich schon auf dem Gipfel seines Glücks; er streckte seine Hand aus, faßte die Hand der Prinzessinn, und bückte sich, um sie ehrfurchtsvoll zu küssen.

Die Prinzessinn ließ ihm aber nicht Zeit dazu.

»Verwegener,« sprach sie zu ihm, indem sie ihn zurückstieß und ihm ins Gesicht spie, weil sie kein Wasser bei der Hand hatte, »verlaß diese Menschengestalt, und nimm die Gestalt eines weißen Vogels an, mit rothem Schnabel und rothen Füßen!«

Zweihundert und siebzigste Nacht.

Sobald sie diese Worte ausgesprochen hatte, verwandelte sich der König Beder, mit eben so viel Verdruß als Erstaunen, in einen Vogel von dieser Gestalt. »Nimm ihn,« sagte sie sogleich zu einer ihrer Frauen, und trag ihn auf das Dürre Eiland.«

Diese Insel war nichts als ein scheußlicher Fels, wo es keinen Tropfen Wasser gab.

Die Frau nahm den Vogel, und indem sie den Befehl der Prinzessinn Giäuhare vollzog, hatte sie jedoch Mitleid mit dem Schicksale des Königs Beder. »Es wäre doch Schade,« sprach sie bei sich selber, »daß ein des Lebens so würdiger Prinz vor Hunger und Durst verschmachten sollte. Die Prinzessinn, sonst so gut und sanft, bereuet vielleicht noch selber einen so grausamen Befehl, wenn sich ihr heftiger Zorn gelegt hat; es ist besser, daß ich ihn nach einem Orte trage, wo er vergnügter sterben kann.«

Sie trug ihn also auf eine wohlbevölkerte Insel, und ließ ihn auf einem sehr angenehmen Gefilde, das mit Fruchtbäumen aller Art besetzt und von mehreren Bächen bewässert war. —

Aber kehren wir jetzo wieder zum Könige Saleh zurück.

Nachdem er selber die Prinzessinn Giäuhare gesucht, und sie überall im Palaste hatte suchen lassen, ohne sie zu finden, ließ er den König von Samandal in seinen eigenen Palast, unter guter Bewachung, einsperren; und als er die nöthigen Befehle zur Regierung des Reichs während seiner Abwesenheit ertheilt hatte, begab er sich zu der Königinn seiner Mutter, um ihr von dem Erfolg seiner Unternehmung Bericht abzustatten.

Er fragte gleich bei seiner Ankunft nach seinem Neffen, und vernahm mit großer Verwunderung und Verdruß, daß er verschwunden war. »Man brachte uns die Nachricht,« sagte ihm die Königinn, »von der großen Gefahr, in welcher du im Palaste des Königs von Samandal schwebtest, und während ich Befehle ertheilte, um dir neue Hülfe zu senden oder dich zu rächen, verschwand er. Er muß über die Nachricht von deiner Gefahr erschrocken seyn, und sich bei uns nicht mehr sicher geglaubt haben.«

Diese Neuigkeit betrübte sehr den König Saleh, der nun die zu große Willfährigkeit bereute, mit welcher er dem Verlangen des jungen Königs Beder nachgegeben hatte, ohne zuvor mit der Königinn Gülnare deshalb zu sprechen. Er sandte nach allen Seiten nach ihm aus, aber welche Mühe er sich auch gab, er bekam keine Kunde von ihm; und anstatt der Freude, daß er eine Heirath, die er als sein Werk ansah, schon so weit gefördert hatte, war das Leid über diesen unvermutheten Unfall um so kränkender. In

Erwartung guter oder schlimmer Nachrichten von seinem Neffen, ließ er sein Königreich unter der Verwaltung seiner Mutter, und ging hin und regierte das Reich des Königs von Samandal, welchen er fortwährend mit großer Vorsicht, obwohl mit allen seinem Range gebührenden Rücksichten, bewachen ließ.

Denselben Tag, wo der König Saleh nach dem Königreiche Samandal zurückgekehrt war, kam die Königinn Gülnare, Mutter des Königs Beder, zu der Königinn, ihrer Mutter. Sie hatte sich nicht gewundert, den König, ihren Sohn, am Tage seiner Abreise nicht zurückkommen zu sehen. Sie hatte sich eingebildet, daß die Hitze der Jagd, wie ihm das schon einigemal begegnet war, ihn weiter geführt, als er sich vorgesetzt hatte. Als sie ihn aber am andern Morgen und auch den folgenden Tag nicht zurückkommen sah, so gerieth sie darüber in eine Unruhe, welche man leicht nach ihrer Zärtlichkeit ermessen konnte. Diese Unruhe ward noch viel größer, als sie von den Offizieren, die ihn begleitet hatten und genöthigt waren heim zu kommen, nachdem sie ihn und Saleh lange vergeblich gesucht hatten, vernahm, daß beiden etwas Widriges begegnet, oder sie beisammen an irgend einem Orte seyn müßten, den sie nicht erforschen könnten; daß sie wohl ihre Pferde gefunden, aber von ihnen selber keine Kunde erlangen können, wie viele Mühe sie sich auch deshalb gegeben hätten.

Auf diesen Bericht hatte die Königinn Gülnare beschlossen, sich zu verstellen und ihre Betrübniß zu verbergen, und den Boten aufgetra-

gen, sogleich wieder umzukehren und neue Nachsuchungen anzustellen. Während dieser Zeit hatte sie ihren Entschluß gefaßt, und, nachdem sie ihren Frauen gesagt, daß sie allein seyn wollte, sich ins Meer gestürzt, um sich über ihren Verdacht aufzuklären, daß wohl der König Saleh den König von Persien mit sich geführt haben könnte.

Diese große Königinn wäre von der Königinn ihrer Mutter mit großem Vergnügen empfangen worden, wenn diese nicht sogleich bei ihrem Anblicke den Beweggrund ihres Kommens gemerkt hätte. »Meine Tochter,« sprach sie zu ihr, »du kommst nicht, mich zu besuchen, ich sehe es wohl, sondern du kommst, um dich bei mir nach deinem Sohne zu erkundigen. Aber was ich dir davon zu sagen weiß, kann nur deine Betrübniß noch vermehren, so wohl, wie die meinige. Ich hatte eine große Freude, ihn mit seinem Oheime herkommen zu sehen; aber ich hatte nicht sobald vernommen, daß er, ohne dir etwas zu sagen, abgereiset wäre, als ich den Kummer theilte, welchen du darüber empfinden mußtest.«

Sie erzählte ihr hierauf, mit welchem Eifer der König Saleh selber hingegangen wäre, um die Prinzessinn Giäuhare zu werben, und was darauf erfolgt, bis zu dem Augenblicke, wo der König Beder verschwunden war.

»Ich habe Leute nach ihm ausgeschickt,« fügte sie hinzu, »und der König, mein Sohn, welcher so eben abgereist ist, um das Königreich Samandal zu regieren, hat seinerseits auch alle Mühe angewendet: alles ist bis jetzo vergeblich gewe-

sen; aber wir müssen hoffen, daß wir ihn wiedersehen werden, wenn wir es am wenigsten vermuthen.«

Die trostlose Gülnare beruhigte sich nicht sogleich bei dieser Hoffnung; sie hielt ihren lieben Sohn für verloren, und weinte bitterlich, indem sie alle Schuld auf ihren Bruder schob.

Die Königinn ihre Mutter gab ihr zu bedenken, daß sie sich einigen Zwang anthun müßte, um nicht ihrem Schmerze zu erliegen. »Es ist wahr,« sprach sie zu ihr, »der König, dein Bruder, hätte nicht so unvorsichtig von dieser Heirath mit dir reden, noch darein willigen sollen, den König, meinen Enkel, mitzunehmen, ohne dich zuvor davon zu benachrichtigen. Da es aber keinesweges gewiß ist, daß der König von Persien umgekommen, so darfst du nichts verabsäumen, ihm sein Königreich zu erhalten. Verliere also keine Zeit, sondern kehre nach deiner Hauptstadt zurück. Deine Gegenwart ist dort nothwendig, und es wird dir nicht schwer fallen, alles in dem friedlichen Stande zu erhalten, worin es sich befindet, indem du bekannt machen läßt, daß es dem König von Persien gefallen hat, uns zu besuchen.«

Es bedurfte nicht weniger, als eines so starken Antriebes, wie dieser war, um die Königinn Gülnare zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Sie nahm Abschied von der Königinn ihrer Mutter, und war schon wieder im Palaste der Hauptstadt von Persien, bevor man ihre Abwesenheit bemerkt hatte.

Sie fertigte sogleich Boten ab, um die Leute,

welche sie zur Aufsuchung ihres Sohnes ausgeschickt hatte, zurück zu rufen, und ihnen zu sagen, sie wüßte schon, wo er wäre, und man würde ihn bald wiedersehen. Sie ließ das Gerücht davon auch durch die ganze Stadt verbreiten, und führte unterdessen die Regierung mit dem ersten Minister und dem Staatsrathe, eben so ruhig, als wenn der König Beder gegenwärtig gewesen wäre.

Um nun auf den König Beder zurück zu kommen, welchen eine Frau der Prinzessinn Giäuhare auf die Insel getragen und dort gelassen hatte, wie ich gesagt habe, so war dieser Fürst in großer Bestürzung, als er sich allein und in der Gestalt eines Vogels sah. Er fühlte sich in diesem Zustande um so unglücklicher, als er nicht wußte, wo er war, noch in welcher Weltgegend das Königreich Persien lag. Und wenn er dies auch gewußt und seinen Flügeln Stärke genug zugetraut hätte, sich über so viele Meere zu wagen und dorthin zu gelangen, was hätte er anderes damit gewonnen, als dieselbe Mühe und dieselbe Schwierigkeit, wie hier, nämlich, auch nur für einen Menschen erkannt zu werden, geschweige für den König von Persien? Er war also gezwungen zu bleiben, wo er war, von der Nahrung der Vögel seiner Gattung zu leben, und die Nacht auf einem Baume zuzubringen.

Nach Verlauf etlicher Tage kam ein Bauer, der sehr geschickt im Vogelstellen war, in die Gegend seines Aufenthalts, und hatte eine große Freude, als er einen so schönen Vogel erblickte, von einer ihm noch unbekannten Gattung, ob-

wohl er schon lange Jahre den Vogelfang trieb. Er wandte alle ihm mögliche Geschicklichkeit an, und stellte seine Netze so gut, daß er den Vogel fing. Erfreut über einen so guten Fang, welcher, seiner Schätzung nach, der Seltenheit wegen, ihm mehr einbringen mußte, als viele andere Vögel zusammen, wie er sie gewöhnlich fing, setzte er ihn in einen Käfig, und trug ihn nach der Stadt.

Sobald er damit auf den Mark kam, hielt ein Bürger ihn an, und fragte ihn, wie theuer er den Vogel verkaufen wollte.

Anstatt auf diese Frage zu antworten, fragte der Bauer wiederum den Bürger, was er mit dem Vogel zu machen gedächte, wenn er ihn gekauft hätte.

»Guter Freund,« erwiederte der Bürger, »was meinst du, daß ich sonst mit ihm thun soll, als ihn braten lassen, um ihn zu essen.«

»Demnach,« versetzte der Bauer, »gedächtet ihr ihn wohl gut bezahlt zu haben, wenn ihr mir die kleinste Silbermünze für ihn gäbet. Ich halte ihn weit höher, und es wäre nicht euer Handel, mir ein Goldstück dafür zu geben. Ich bin doch schon alt, aber so lange ich denken kann, habe ich noch nie seinesgleichen gesehen. Ich will dem König ein Geschenk damit machen; er wird sich besser auf den Werth desselben verstehen, als ihr.«

Anstatt auf dem Markte sich aufzuhalten, ging der Bauer nach dem Palast, und blieb vor der Wohnung des Königs stehen. Der König stand an einem Fenster, wo er alles sah, was auf dem Platze vorging. Als er den schönen Vogel er-

blickte, sandte er einen Befehlshaber der Verschnittenen hin, mit dem Auftrage, ihm denselben zu kaufen.

Der Verschnittene kam zu dem Bauer, und fragte ihn, wie theuer er den Vogel verkaufen wollte. »Wenn es für Seine Majestät ist,« antwortete der Bauer, »so bitte ich sie, zu genehmigen, daß ich ihr ein Geschenk damit mache, und ersuche euch, ihn hinzutragen.«

Der Verschnittene trug den Vogel zu dem Könige, und der König fand ihn so sonderbar, daß er dem Verschnittenen befahl, dem Bauer zehn Goldstücke hinzutragen, mit welchen dieser sehr vergnügt nach Hause ging. Hierauf setzte er den Vogel in einen prächtigen Käfig, und gab ihm Körner und Wasser in kostbaren Gefäßen.

Der König, der gerade im Begriffe war, zu Pferde zu steigen, um auf die Jagd zu reiten, so daß er nicht Zeit hatte, den Vogel genau zu betrachten, ließ ihn sich gleich bei seiner Heimkunft bringen.

Der Verschnittene brachte den Käfig; und um ihn besser zu betrachten, öffnete der König selber die Thüre, und nahm den Vogel auf seine Hand. Indem er ihn mit großer Bewunderung ansah, fragte er den Verschnittenen, ob er gefressen hätte. »Herr,« antwortete dieser, »Euer Majestät kann sehen, daß sein Futtergefäß noch voll ist, und ich habe nicht bemerkt, daß er es berührt hat.« Der König befahl, ihm Futter verschiedener Art zu geben, damit er sich aussuchen könnte, was ihm schmeckete.

Da der Tisch schon gedeckt war, so wurde

aufgetragen, während der König diese Vorschrift ertheilte. Sobald die Schüsseln aufgesetzt waren, schlug der Vogel mit den Flügeln, entschlüpfte aus der Hand des Königs, flog auf den Tisch, und begann das Brot und die Speisen anzupicken, bald die eine, bald die andere Schüssel.

Der König war so erstaunt hierüber, daß er den Befehlshaber der Verschnittenen zu der Königinn schickte, damit sie dieses Wunder zu schauen käme. Der Verschnittene erzählte der Königinn mit wenigen Worten die Sache, und die Königinn kam sogleich. Aber sobald sie den Vogel erblickte, bedeckte sie ihr Antlitz mit dem Schleier, und wollte wieder weggehen. Der König, über diese Handlung um so mehr verwundert, als nur Verschnittene und die Frauen ihres Gefolges im Zimmer waren, fragte sie, warum sie sich so geberdete.

»Herr,« antwortete die Königinn, »Euer Majestät wird nicht verwundert darüber seyn, wenn ihr vernehmet, daß dieser Vogel nicht ein Vogel ist, wie ihr euch einbildet, sondern ein Mann.«

»Herrinn,« erwiederte der König noch erstaunter als zuvor, »ihr wollt ohne Zweifel euern Scherz mit mir treiben; ihr werdet mich nimmer überreden, daß dieser Vogel ein Mann ist.« —

»Herr, Gott verhüte, daß ich mit Euer Majestät Scherz treibe! Nichts ist wahrhafter, als was ich die Ehre habe, euch zu sagen: und ich versichere euch, es ist der König von Persien, Namens Beder, Sohn der berühmten Gülnare, der Prinzessinn eines der größten Königreiche des

Meeres, und Enkel der Königinn Farasche, der Mutter Gülnare's und Saleh's; und es ist die Prinzessinn Giäuhare, Tochter des Königs von Samandal, welche ihn so verwandelt hat.«

Kurz, damit der König nicht mehr daran zweifeln konnte, so erzählte sie ihm, wie und warum die Prinzessinn Giäuhare also die üble Behandlung gerächt hatte, welche ihrem Vater, dem Könige von Samandal, von dem Könige Saleh widerfahren war.

Der König glaubte um so leichter alles, was die Königinn ihm von dieser Geschichte erzählte, da er sie als eine der zauberkundigsten Frauen kannte, die es jemals auf der Welt gab, und da ihr nichts verborgen blieb, was vorging, so daß er durch ihre Vermittlung von den bösen Absichten seiner Nachbarkönige gegen ihn alsbald unterrichtet war, und ihnen zuvorkam. Er hatte Mitleid mit dem Könige von Persien, und bat die Königinn inständig, die Bezauberung aufzulösen, welche ihn in dieser Gestalt festhielt.

Die Königinn bewilligte es mit vielem Vergnügen. »Herr,« sagte sie zu dem Könige, »Euer Majestät geruhe mit dem Vogel in ihr Gemach zu treten, und ich will euch in wenig Augenblicken einen König sehen lassen, welcher der Achtung würdig ist, welche ihr für ihn heget.«

Der Vogel, welcher aufgehört hatte, zu essen, um auf die Unterredung des Königs und der Königinn zu merken, machte dem König nicht die Mühe, ihn erst zu fangen; er flog voran in das Gemach, und die Königinn kam bald darnach hinein, mit einem Gefäße voll Wassers in der

Hand. Sie sprach über das Gefäß einige, dem König unverständige Worte, bis das Wasser anfing zu sieden; sogleich nahm sie etwas davon in die Hand, bespritzte damit den Vogel, indem sie sprach:

»Durch die Kraft der heiligen und geheimnißvollen Worte, welche ich so eben ausgesprochen habe, und im Namen des Schöpfers des Himmels und der Erden, welcher die Todten auferweckt und das Weltall in seinem Stande erhält, verlaß diese Vogelgestalt, und nimm die Gestalt wieder an, welche du von deinem Schöpfer empfangen hast.«

Kaum hatte die Königinn diese Worte ausgesprochen, als der König, anstatt des Vogels, einen jungen schön gewachsenen Prinzen erscheinen sah, dessen edler Anstand und herrliche Miene ihn bezauberte.

Der König Beder warf sich sogleich auf die Knie und dankte Gott für die erzeigte Gnade. Alsdann ergriff er, indem er wieder aufstand, die Hand des Königs und küßte sie, um ihm seine innige Erkenntlichkeit auszudrücken. Aber der König umarmte ihn mit großer Freude, und bezeigte ihm, wie viel Vergnügen es ihm machte, ihn zu sehen. Beder wollte auch der Königinn danken, aber sie hatte sich schon in ihr Gemach zurückgezogen.

Der König setzte sich mit ihm zu Tische, und nach der Mahlzeit bat er ihn, zu erzählen, wie die Prinzessinn Giäuhare so unmenschlich hätte seyn können, einen so liebenswürdigen Prinzen, wie er wäre, in einen Vogel zu verwandeln;

und der König von Persien befriedigte sogleich seine Neugier.

Als er geendigt hatte, konnte der König, voll Unwillens über das Verfahren der Prinzessinn, sich nicht enthalten, sie zu tadeln. »Es war löblich von der Prinzessinn von Samandal,« sprach er, »daß sie bei der Behandlung ihres Vaters nicht gleichgültig blieb; daß sie aber die Rache so weit trieb, gegen einen Prinzen, der daran unschuldig war, das ist etwas, das sie nimmer verantworten kann. Aber lassen wir dies jetzo beiseite, und saget mir, worin ich euch sonst noch dienen kann.«

»Herr,« antwortete der König Beder, »meine Verpflichtung gegen Euer Majestät ist so groß, daß ich mein ganzes Leben lang bei euch bleiben müßte, um euch meine Dankbarkeit dafür zu bezeigen; da ihr aber eurer Großmuth keine Schranken setzet, so bitte ich euch, mir gütigst eins eurer Schiffe zu bewilligen, um mich nach Persien zurückzuführen, wo ich fürchten muß, daß meine nur schon zu lange Abwesenheit Verwirrung angerichtet hat, und wohl gar die Königinn, meine Mutter, der ich meine Abreise verborgen habe, in der Ungewißheit über mein Schicksal, vor Schmerz gestorben seyn mag.«

Der König gewährte ihm mit der größten Willfährigkeit von der Welt seine Bitte, und ohne Aufschub gab er Befehl zur Ausrüstung eines der stärksten Schiffe und der schnellsten Segler von seiner zahlreichen Flotte.

Das Schiff wurde alsbald mit allem Nöthigen versehen, mit Matrosen, Soldaten, Lebens-

mitteln und Kriegsvorrath; und sobald der Wind günstig war, schiffte sich Beder darauf ein, nachdem er vom König Abschied genommen, und ihm für alle die Wohlthaten gedankt hatte, welche er ihm schuldig war.

Das Schiff ging unter Segel, in welche der Wind blies und es bald auf seiner Fahrt beträchtlich vorwärts trieb. Am eilften Tage ward er etwas widrig; er nahm zu, und ward zuletzt so heftig, daß er zum wüthenden Sturm anwuchs. Das Schiff kam nicht allein von seinem Wege ab, sondern es wurde auch so stark hin und her geworfen, daß alle seine Masten zerbrachen, und es so, ein Spiel der Wellen, auf eine Klippe stieß und scheiterte.

Der größte Theil der Mannschaft ertrank sogleich; einige vertrauten der Kraft ihrer Arme, um sich durch Schwimmen zu retten, und andere hielten sich an ein Stück Holz oder an ein Brett.

Beder war unter diesen letzten; und bald von der Strömung, bald von den Wogen fortgerissen, war er in großer Ungewißheit über sein Schicksal; endlich gewahrte er, daß er dem Lande nahe war, und unweit einer ansehnlich erscheinenden Stadt. Er wandte alle ihm übrige Kraft an, das Land zu erreichen, und kam endlich so nahe ans Ufer, wo das Meer ruhig war, daß er den Grund berührte. Sogleich ließ er das Stück Holz fahren, welches ihm so große Hülfe gewährt hatte.

Aber indem er aus dem Wasser vorschritt, das Trockene zu erreichen, war er sehr verwundert,

als er von allen Seiten Pferde, Kameele, Maulesel, Esel, Ochsen, Kühe, Stiere und andere Thiere, die am Ufer standen, herbeilaufen sah, um ihn zu hindern, dasselbe zu betreten. Er hatte alle Mühe von der Welt, ihre Abwehr zu überwinden, und sich einen Weg durch sie hin zu bahnen. Als er endlich zum Ziele kam, setzte er sich auf einem Felsen in Sicherheit, bis er sich etwas erholt und seine Kleider an der Sonne getrocknet hatte.

Als er hierauf weiter in die Stadt gehen wollte, fand er abermals dieselbe Schwierigkeit mit denselben Thieren, als wenn sie ihn von seinem Vorhaben abermals abwendig machen und ihm zu verstehen geben wollten, daß Gefahr für ihn dabei wäre.

Der König Beder trat in die Stadt, und sah hier viele schöne breite Straßen, aber, zu seiner großen Verwunderung, begegnete er keinem einzigen Menschen. Diese große Einsamkeit ließ ihn ahnen, daß die vielen Thiere nicht ohne Grund alles Mögliche gethan hätten, um ihn von dem Eintritte in die Stadt abzuhalten. Gleichwohl schritt er weiter, und bemerkte mehrere offene Läden, welche ihm anzeigten, daß die Stadt doch nicht so unbewohnt war, als er gedacht hatte. Er näherte sich einem dieser Läden, wo verschiedene Arten Früchte auf sehr einladende Weise zum Verkauf ausgestellt waren, und grüßte den Greis, der darin saß.

Zweihundert und ein und siebzigste Nacht.

Der Greis, der eben mit etwas beschäftigt war, hob den Kopf auf; und als er einen jungen Mann von edlem und stattlichem Ansehen erblickte, fragte er ihn mit einem Ausdrucke großer Verwunderung, wo er herkäme, und was für eine Angelegenheit ihn herführete.

Der König Beder befriedigte in wenig Worten seine Neugier, und der Greis fragte ihn weiter, ob er auf seinem Wege niemand begegnet wäre.

Ihr seyd der erste, den ich hier gesehen habe,« antwortete der König, »und ich begreife nicht, wie eine so schöne und ansehnliche Stadt so öde seyn kann, wie sie ist.«

»Kommet herein und bleibet nicht länger vor der Thüre,« versetzte der Greis; es möchte euch sonst etwas Uebles begegnen. Ich will nachher eure Neugier befriedigen, und euch die Ursache sagen, warum diese Vorsicht nöthig ist.«

Der König Beder ließ es sich nicht zweimal sagen: er trat herein, und setzte sich neben den Greis. Weil dieser aber aus der Erzählung seines Mißgeschickes vernommen hatte, daß er Nahrung bedurfte, so reichte er ihm zuvörderst etwas, um seine Kräfte wieder zu stärken; und obwohl der König Beder ihn um die Mittheilung der Ursache bat, warum er die Vorsicht gebrauchte, ihn herein treten zu lassen, so wollte er ihm doch nicht eher darauf antworten, als bis er sich satt gegessen hatte. Er fürchtete nämlich, daß die schlimme Neuigkeit, welche er ihm zu sagen

hatte, ihn am ruhigen Essen hindern möchte. Jetzt, als er sah, daß er seine Mahlzeit vollendet hatte, sprach er zu ihm:

»Ihr möget Gott danken, daß ihr ohne einen Unfall bis zu mir gekommen seyd.«

»Nun, wie so?« fragte der König Beder, beunruhigt und erschrocken.

Ihr müßt wissen,« fuhr der Greis fort, »daß diese Stadt die Zauberstadt heißt, und nicht von einem Könige, sondern von einer Königinn beherrscht wird. Diese Königinn, welche die schönste aller Weiber, ist auch eine Zauberinn, aber die berüchtigste und gefährlichste, die man kennt. Ihr werdet davon überzeugt seyn, wenn ihr erfahret, daß alle diese Pferde, Maulesel und andere Thiere, die ihr gesehen habt, sämmtlich Menschen sind, wie ihr und ich, welche sie durch ihre höllischen Künste so verwandelt hat. Alle wohlgebildete junge Leute, wie ihr, welche in die Stadt kommen, werden von ihren dazu ausgestellten Sklaven angehalten, und mit Güte oder mit Gewalt zu ihr geführt. Sie empfängt sie aufs freundlichste; sie liebkoset ihnen, bewirthet sie, und herberget sie prächtig, kurz, gibt ihnen so viel Gelegenheit, um sie von ihrer Liebe zu überzeugen, daß es ihr ohne Mühe gelingt: aber sie läßt sie nicht lange dieses vermeinten Glückes genießen; da ist keiner, den sie nicht, nach Verlauf von vierzig Tagen, in irgend ein vierfüßiges Thier oder in einen Vogel, wie sie es für gut findet, verwandelt hätte. Ihr habt mir von den vielen Thieren erzählt, welche euch verhindern wollten, ans Land zu kommen und in die Stadt

zu gehen: das waren sie; und weil sie euch auf keine andere Weise die Gefahr zu erkennen geben konnten, welcher ihr euch aussetztet, so thaten sie, was in ihrem Vermögen stand, um euch davon abzuhalten.«

Diese Rede bekümmerte den jungen König von Persien gar sehr. »Ach,« rief er aus, »welchen Unfällen bin ich durch mein Mißgeschick preisgegeben! Kaum bin ich von einer Bezauberung, die mich noch mit Grauen erfüllt, befreit, so sehe ich mich schon wieder einer andern, noch schrecklicheren ausgesetzt.«

Dies gab ihm Anlaß, dem Greise umständlicher seine Geschichte zu erzählen, von seiner Geburt, seinem Stande, seiner Liebe zu der Prinzessinn von Samandal, und von ihrer Grausamkeit, so daß sie ihn in einen Vogel verwandelt, in dem Augenblicke, wo er sie eben erst gesehen und ihr seine Liebe erklärt hatte.

Als der König seine Erzählung geendigt hatte, bezeigte er seine Furcht, in ein noch größeres Unglück zu gerathen. Der Greis suchte ihn zu beruhigen und sprach; »So wahr es ist, was ich euch von der Zauberköniginn und ihrer Bosheit gesagt habe, so darf es euch jedoch nicht in Unruhe versetzen, welche ihr zu fühlen scheint. Ich bin in der großen Stadt beliebt; selbst der Königinn bin ich nicht unbekannt, und ich darf wohl sagen, daß sie viel auf mich hält. Es ist also ein großes Glück für euch, daß euer guter Stern euch eher zu mir als zu irgend einem andern geführt hat. Ihr seyd in Sicherheit in meinem Hause, wo ich euch zu bleiben rathe, wenn es euch so gefällt.

Sofern ihr euch nicht daraus entfernet, verbürge ich euch, daß euch nichts begegnen soll, was euch Anlaß geben könnte, euch über meine Unredlichkeit zu beklagen. Also dürft ihr euch sonst in keiner Rücksicht Zwang authun.«

Zweihundert und zwei und siebzigste Nacht.

Der König Beder dankte dem Greise für die Gastfreundschaft und den Schutz, welchen er ihm so gutherzig gewährte. Er setzte sich an den Eingang des Ladens; und kaum erschien er hier, als seine Jugend und sein schönes Ansehen die Augen aller Vorübergehenden auf sich zog. Mehrere blieben sogar stehen, und wünschten dem Alten Glück, daß er einen so wohlgebildeten Sklaven, wofür sie ihn hielten, erworben hatte; und sie schienen um so mehr darüber verwundert, als sie nicht begreifen konnten, wie ein so schöner junger Mann den Nachstellungen der Königinn hatte entgehen können:

»Wähnet nicht, daß es ein Sklave ist,« sagte der Alte zu ihnen: »ihr wißt, daß ich weder reich noch vornehm genug bin, um einen Sklaven von solcher Schönheit zu haben. Es ist mein Neffe, der Sohn meines verstorbenen Bruders; und da ich kinderlos bin, so habe ich ihn kommen lassen, um mir Gesellschaft zu leisten.«

Alle erfreuten sich mit ihm über die Zufriedenheit, welche dessen Ankunft ihm gewähren mußte; aber zugleich konnten sie sich nicht enthalten, ihm ihre Furcht zu äußern, daß die Königinn ihm denselben entführen möchte.

»Ihr kennet sie,« sagten sie zu ihm, »und euch kann, nach so vielen Beispielen davon, die Gefahr nicht verborgen seyn, welcher ihr ausgesetzt seyd. Wie groß würde euer Schmerz seyn, wenn sie ihn dieselbe Behandlung erfahren ließe, wie so vielen anderen, die wir kennen!«

»Ich bin euch sehr verbunden,« erwiederte der Greis, »für die herzliche Freundschaft, welche ihr mir bezeiget, und für die Theilnahme an meinen Angelegenheiten; ich danke euch dafür mit aller möglichen Erkenntlichkeit. Aber ich darf nicht fürchten, daß die Königinn mir das geringste Leid anthun werde, nachdem sie mir immerdar so viel Güte erzeigt hat. Falls sie etwas davon vernimmt und mit mir davon redet, so hoffe ich, wird sie doch nicht weiter an ihn denken, sobald ich ihr sage, daß er mein Neffe ist.«

Der Greis freute sich über die Lobsprüche, welche man dem jungen Könige von Persien ertheilte; er nahm solchen Theil daran, als wenn er wirklich sein eigener Sohn gewesen wäre; er faßte zu ihm eine herzliche Liebe, welche in dem Maaße zunahm, wie sein Aufenthalt bei ihm, ihm Gelegenheit gab, ihn immer besser kennen zu lernen.

Es war ungefähr ein Monat, daß sie so zusammen lebten, als eines Tages der König Beder, wie gewöhnlich, am Eingange des Ladens saß, und die Königinn Labe (so nannte sich die Zauberköniginn) mit großem Gepränge am Hause des Greises vorüber zog. Der König Beder hatte nicht sobald die Spitze der voranreitenden Leibwache erblickt, als er aufstand, in den Laden zu-

rücktrat, und den Greis, seinen Wirth, fragte was das bedeutete? Das ist die Königinn, die hier vorbeikommen wird,« antwortete er; »aber bleibet nur, und fürchtet nichts.«

Die Leibwache der Königinn Labe, sämmtlich purpurfarbig gekleidet, wohl beritten und ausgerüstet, zog mit blankem Säbel, in vier Reihen, tausend an der Zahl, einher; und es war keiner von den Offizieren, welcher nicht, im Vorbeireiten an dem Laden des Greises, diesen begrüßete. Ihnen folgte eine gleiche Anzahl von Verschnittenen, in Brokat gekleidet und noch besser beritten; und ihre Offiziere erwiesen ihm dieselbe Ehre. Nach ihnen kamen eben so viele junge Mädchen; fast alle gleich schön, reich gekleidet, und mit Edelsteinen geschmückt, schritten sie feierlich einher, mit einer kleinen Pike in der Hand: und in ihrer Mitte erschien die Königinn Labe, auf einem Rosse, welches ganz von Diamanten strahlte, mit einem goldenen Sattel und einer Schabracke von unschätzbarem Werthe. Die jungen Mädchen grüßten ebenfalls den Greis, so wie sie an ihm vorbei kamen; und die Königinn, getroffen von der Schönheit des Königs Beder, hielt vor dem Laden still, und sprach zu dem Alten:

»Abdallah,« (so hieß er) »sage mir, ich bitte dich, gehört dir dieser so wohlgebildete und reizende Sklave? Hast du ihn schon lange?«

Abdallah warf sich vor der Königinn auf die Erde, und antwortete ihr, indem er wieder aufstand:

»Königinn es ist mein Neffe, der Sohn meines unlängst verstorbenen Bruders. Da ich keine

Kinder habe, so betrachte ich ihn, wie meinen Sohn, und ich habe ihn zum Troste meines Alters kommen lassen, und damit er nach meinem Tode, das Wenige, was ich hinterlassen werde, in Besitz nehme.

Zweihundert und drei und siebzigste Nacht.

Die Königinn, die noch keinen so schönen Jüngling gesehen hatte, wie den König Beder, und in eine heftige Leidenschaft für ihn entbrannte, suchte es auf diese Erklärung dahin zu bringen, daß der Greis ihn ihr überließe. »Guter Vater,« fuhr sie fort, »willst du mir nicht die Liebe thun und mir ein Geschenk mit ihm machen? Schlag es mir nicht ab, ich bitte dich. Ich schwöre bei dem Feuer und bei dem Lichte, ich will ihn so groß und so gewaltig machen, daß noch niemals einer seinesgleichen ein so hohes Glück soll gemacht haben. Wenn ich auch die Absicht hätte, dem ganzen Menschengeschlechte Böses zu thun, so sollte doch er der einzige seyn, bei dem ich mich wohl davor hüten würde. Ich vertraue, daß du mir meine Bitte gewährest, und ich gründe dieses Vertrauen noch mehr auf die Liebe, welche du, wie ich weiß, zu mir hast, als auf die Hochachtung, welche ich stets für dich gehegt habe und noch hege.«

»Herrinn,« erwiederte der gute Abdallah, »ich bin Euer Majestät unendlich verpflichtet für alle die Güte, welche ihr mir erzeigt, und für die Ehre, welche ihr meinem Neffen anthun wollet. Er ist nicht würdig, einer so großen Königinn

zu nahen: ich bitte also Euer Majestät, ihn gütigst davon zu entbinden.«

»Abdallah,« versetzte die Königinn, »ich hatte mir geschmeichelt, daß du mich mehr liebtest; und ich hätte niemals geglaubt, daß meine Bitte so wenig Gewicht bei dir haben könnte. Aber ich schwöre nochmals bei dem Feuer und bei dem Lichte, ja selbst bei dem Allerheiligsten meiner Religion, daß ich nicht von dannen gehe, als bis ich deine Hartnäckigkeit überwunden habe. Ich begreife sehr wohl, was dir Sorge macht; aber ich verspreche dir, du sollst nicht die geringste Ursache haben, es zu bereuen, daß du mich so höchlich verpflichtet hast.«

Dem alten Abdallah that es unaussprechlich weh, sowohl für ihn selbst als für den König Beder, als er sich gezwungen sah, dem Willen der Königinn nachzugeben. »Herrinn,« erwiederte er, »ich kann es nicht zugeben, daß Euer Majestät eine so schlechte Meinung habe von meiner Ehrfurcht für euch, und von meinem Eifer, zu allem, was euch nur Vergnügen machen kann, beizutragen. Ich setze volles Vertrauen in euer Wort, und zweifle nicht, daß ihr mir es halten werdet. Ich bitte euch nur, die große, meinem Neffen zugedachte Ehre noch bis zum nächsten Male zu verschieben, wo ihr wieder hier vorbei kommet.«

»Das ist also bis morgen,« versetzte die Königinn. Und mit diesen Worten neigte sie das Haupt, ihm zu danken, und setzte ihren Weg nach dem Palaste fort.

Als die Königinn Labe mit ihrem Prunkgefolge vorüber gezogen war, sprach der gute Abdallah zu dem Könige Beder: »Mein Sohn,« (so pflegte er ihn zu nennen, um ihn nicht im öffentlichen Gespräche zu erkennen zu geben,) »ich habe, wie ihr selber gesehen, der Königinn ihre so dringende Bitte nicht abschlagen können, um sie nicht zu reizen, gegen euch öffentlich, oder heimlich durch ihre Zauberkunst, Gewalt zu brauchen, und euch im Grimme gegen uns beide eine noch grausamere und auffallendere Behandlung zu bereiten, als allen denen, welche bis jetzt in ihre Gewalt gerathen sind, wie ich euch schon gesagt habe. Ich habe einigen Grund zu glauben, daß sie so freundlich mit euch verfahren wird, wie sie mir versprochen hat, in Betracht der besonderen Achtung, welche sie für mich hegt. Ihr habt selbst davon urtheilen können, nach dem Benehmen ihres ganzen Hofes und nach der Ehre, welche man mir erzeigt hat. Sie wäre verflucht von Gott, wenn sie mich betröge; aber sie sollte mich nicht ungestraft betrügen, und ich würde mich dafür zu rächen wissen.«

Diese Versicherungen, die sehr ungewiß erschienen, machten auf den König Beder keinen sonderlichen Eindruck. »Nach allem, was ihr mir von der Bosheit dieser Königinn erzählt habt,« sagte er hierauf, »verhehle ich euch nicht, daß ich mich scheue, ihr zu nahen. Ich würde vielleicht alles, was ihr mir von ihr gesagt habt, verachten, und mich von dem Glanze der Herrlichkeit, welche sie umgibt, blenden lassen, wenn ich nicht schon aus Erfahrung wüßte, was es heißt, in der

Gewalt einer Zauberinn seyn. Der Zustand, in welchem ich mich durch die Bezauberung der Prinzessinn Giäuhare befand, aus welcher ich, wie es scheint, nur deshalb befreiet bin, um sogleich wieder in eine andere zu gerathen, erfüllt mich mit Entsetzen vor ihr.«

Seine Thränen hinderten ihn, mehr hierüber zu sagen, und gaben zu erkennen, mit welchem Widerwillen er sich in der verhängnißvollen Nothwendigkeit sah, der Königinn Labe überliefert zu werden.

»Mein Sohn,« fuhr der alte Abdallah fort, »betrübe dich nicht; ich gestehe, daß man eben nicht sehr auf die Versprechungen und selbst auf die Schwüre einer so arglistigen Königinn bauen darf. Ich will euch aber wohl sagen, daß all ihre Macht sich nicht bis auf mich erstreckt. Dies ist ihr nicht unbekannt, und deshalb besonders hat sie so viel Rücksicht für mich. Ich will sie schon verhindern, euch das mindeste Leid anzuthun, wenn sie auch treulos genug wäre, es sich zu unterfangen. Ihr könnt euch deshalb auf mich verlassen; und sofern ihr genau die Weisung befolgt, welche ich euch geben werde, bevor ich euch ihr überliefere, so bin ich euch Bürge, daß sie nicht mehr Gewalt über euch haben wird, als über mich.«

Die Zauberköniginn ermangelte nicht, den folgenden Tag an dem Laden des alten Abdallah vorbei zu kommen, in demselben prächtigen Aufzuge, wie am vorigen Tage, und der Greis erwartete sie mit großer Ehrfurcht.

»Guter Vater,« sprach sie zu ihm, indem sie

anhielt, »aus der Eilfertigkeit, mit welcher ich komme, dich an dein Versprechen zu erinnern, kannst du auf meine Ungeduld schließen, deinen Neffen bei mir zu haben. Ich weiß, du bist ein Mann von Wort, und will nicht glauben, daß du deinen Sinn geändert habest.«

Abdallah, der sich sogleich bei der Annäherung der Königinn niedergeworfen, stand wieder auf, als sie ausgeredet hatte; und da er niemand wollte hören lassen, was er ihr zu sagen hatte, trat er ehrerbietig bis zu dem Kopf ihres Rosses hin, und sagte leise zu ihr: »Mächtige Königinn, ich weiß, Euer Majestat wird die Schwierigkeit nicht übel nehmen, welche ich gestern machte, euch meinen Neffen anzuvertrauen; ihr selber müßt meine Beweggründe erkannt haben. Ich will ihn euch heute wohl übergeben, aber ich bitte euch, in Ansehung seiner, aller Geheimnisse dieser wunderbaren Kunst, welche ihr in so hohem Grade besitzt, zu vergessen. Ich betrachte meinen Neffen als meinen eigenen Sohn; und Euer Majestät würde mich in Verzweiflung stürzen, wenn ihr mit ihm anders verführet, als wie ihr die Güte gehabt habt, mir zu versprechen.«

»Ich verspreche es dir noch einmal,« versetzte die Königinn, »und ich wiederhole dir mit demselben Schwure, wie gestern, daß du und er alle Ursache haben sollt, mit mir zufrieden zu seyn. Ich sehe wohl, du kennst mich noch nicht recht,« fügte sie hinzu, »du hast mich bisher nur mit verschleiertem Antlitze gesehen; weil ich aber deinen Neffen meiner Freundschaft wür-

dig finde, so will ich dich sehen lassen, daß ich auch der seinigen nicht unwürdig bin.«

Bei diesen Worten ließ sie den König Beder, der sich mit Abdallah genähert hatte, eine vollendete Schönheit sehen.

»Es ist nicht genug, schön zu seyn,« sprach er bei sich selber, »die Handlungen müssen auch eben so regelmäßig seyn, als die Schönheit vollkommen ist.«

Zweihundert und vier und siebzigste Nacht.

Indem der König Beder, die Augen auf die Königinn Labe geheftet, diese Betrachtungen anstellte, drehte sich Abdallah nach ihm um, faßte ihn bei der Hand, und stellte ihn ihr vor, mit den Worten: »Hier ist er, Herrinn; ich flehe Euer Majestät noch einmal, zu bedenken, daß er mein Neffe ist, und ihm zu erlauben, daß er mich manchmal besuche.«

Die Königinn versprach es ihm, und ließ ihm, zum Zeichen ihrer Erkenntlichkeit, einen Beutel mit tausend Goldstücken geben, welchen sie hatte mitbringen lassen. Er weigerte sich anfangs, ihn anzunehmen; sie aber wollte es durchaus, und er konnte es nicht abschlagen.

Sie hatte ein eben so reich aufgeschirrtes Roß, als das ihrige, für den König von Persien vorführen lassen. Man bot es ihm dar; und während er den Fuß in den Steigbügel setzte, sagte die Königinn noch zu Abdallah: »Ich habe vergessen, dich zu fragen, wie dein Neffe heißt.« Auf seine Antwort, daß er Beder (Vollmond) hieße,

fuhr sie fort: »Man hat sich versehen: er sollte vielmehr Schems (Sonne) heißen.«

Als der König Beder zu Pferde gestiegen war, wollte er hinter der Königinn reiten. Sie sah Abdallah an, und nachdem sie ihm eine Verneigung gemacht, setzte sie ihren Weg fort.

Anstatt auf dem Gesichte des Volks eine gewisse Zufriedenheit, von Ehrfurcht begleitet, bei dem Anblick ihrer Königinn zu sehen, bemerkte der König Beder im Gegentheile, daß man sie mit Verachtung ansah, und daß Mehrere sogar tausend Verwünschungen gegen sie ausstießen. »Die Zauberinn,« sprachen Einige, »hat wieder einen neuen Gegenstand für ihre Bosheit gefunden. Wird denn der Himmel niemals die Welt von ihrer Tyrannei befreien?« — Armer Fremdling,« riefen Andere aus, »du bist sehr betrogen, wenn du wähnest, daß dein Glück lange dauern wird: man erhebt dich nur so hoch, damit dein Fall desto furchtbarer sey!«

Aus diesen Reden erkannte er wohl, daß der alte Abdallah ihm die Königinn Labe so geschildert hatte, wie sie wirklich war: da es aber nicht mehr von ihm abhing, sich der Gefahr, worin er schwebte, zu entziehen, so überließ er sich der Vorsehung und dem, was dem Himmel gefiele, über sein Schicksal zu bestimmen.

Die Zauberköniginn kam nach ihrem Palast, und als sie abgestiegen war, ließ sie sich vom Könige Beder die Hand reichen, und trat, in Begleitung ihrer Frauen und der Offiziere ihrer Verschnittenen, mit ihm hinein. Sie selber zeigte ihm darin alle Zimmer, wo man lauter gedie-

genes Gold, Edelgesteine und Geräth von ungemeiner Pracht sah. Als sie ihn in ihr Wohnzimmer geführt hatte, trat sie mit ihm auf einen Altan hinaus, und zeigte ihm einen Garten von bezaubernder Schönheit. Der König Beder lobte alles was er sah, mit vieler Feinheit, doch keinesweges so, daß sie hätte muthmaßen können, er wäre etwas anderes, als der Neffe des alten Abdallah. Sie unterhielten sich von verschiedenen gleichgültigen Dingen, bis man der Königinn zu melden kam, daß aufgetragen wäre.

Die Königinn und der König Beder standen auf, gingen hin und setzten sich zu Tische. Der Tisch war von gediegenem Golde, und die Schüsseln desgleichen. Sie aßen ohne fast zu trinken bis zum Nachtische; jetzt aber ließ die Königinn ihre Schaale voll köstlichen Weines schenken, und nachdem sie auf die Gesundheit des Königs Beder getrunken hatte, ließ sie dieselbe, sie in ihrer Hand behaltend, wieder füllen, und bot sie ihm dar. Der König Beder nahm sie mit großer Ehrerbietung, und mit einer tiefen Verneigung des Hauptes bezeigte er ihr, daß er zur Erwiederung auf ihre Gesundheit tränke.

Zu gleicher Zeit traten zehn von den Frauen der Königinn Labe mit Instrumenten herein, und machten, durch Begleitung derselben mit ihren Stimmen, ein angenehmes Konzert, während beide fortfuhren zu trinken bis tief in die Nacht. Dies starke Trinken erhitzte sie mit einander endlich so sehr, daß der König Beder allmählich bei der Königinn die Zauberinn vergaß, und sie

nur für die schönste Königinn auf der Welt ansah.

Sobald die Königinn gewahrte, daß sie ihn so weit gebracht hatte, wie sie wünschte, gab sie den Verschnittenen ein Zeichen, sich zu entfernen. Sie gehorchten, und der König Beder legte sich mit ihr zu Bette.

Am folgenden Morgen, gleich nach dem Aufstehen, gingen die Königinn und der König Beder ins Bad, und nach dem Bade brachten die Frauen, welche den König darin bedient hatten, ihm weiße Wäsche und ein höchst prächtiges Kleid. Die Königinn, welche auch ein reicheres Kleid als gestern angelegt hatte, kam, ihn abzuholen, und sie gingen zusammen in ihr Zimmer. Man trug ihnen ein gutes Mahl auf, nach welchem sie den Tag mit Lustwandeln im Garten und verschiedenen andern Ergetzlichkeiten angenehm zubrachten.

Auf diese Weise behandelte und bewirthete die Königinn Labe den König Beder vierzig Tage lang, wie sie mit allen ihren Liebhabern zu thun pflegte.

Als in der Nacht des vierzigsten Tages beide sich niedergelegt hatten, und die Königinn wähnte, daß der König Beder schliefe, stand sie leise wieder auf. Der König Beder aber, der aufgewacht war und merkte, daß sie etwas vorhatte, stellte sich, als wenn er schliefe, und gab auf alle ihre Handlungen Acht.

Als sie aufgestanden war, öffnete sie ein Kästchen, und zog daraus eine Schachtel mit einem

gewissen gelben Pulver hervor. Dieses Pulver nahm sie, und streute es in einer Reihe quer durch das Zimmer. Sogleich verwandelte sich dieser Strich in einen Bach sehr klaren Wassers, zum großen Erstaunen des Königs Beder. Er zitterte vor Furcht, that aber, als wenn er noch fester schliefe, um der Zauberinn nicht zu verrathen, daß er wachete.

Zweihundert und fünf und siebzigste Nacht.

Die Königinn Labe schöpfte in einem Gefäße Wasser aus dem Bache, goß davon in ein Becken, worin Mehl war, und machte daraus einen Teig, welchen sie sehr lange knetete. Sie that zuletzt noch gewisse Spezereien hinein, welche sie aus verschiedenen Schachteln nahm, und machte so daraus einen Kuchen, welchen sie in eine bedeckte Tortenpfanne that. Da sie vor allen Dingen ein großes Feuer angezündet hatte, scharrte sie Kohlen daraus hervor, und setzte die Pfanne darauf; und während der Kuchen buk, setzte sie die Gefäße und Schachteln, die sie gebraucht hatte, wieder an ihre Stelle; und auf gewisse Worte, welche sie aussprach, verschwand der Bach wieder, welcher mitten im Zimmer rieselte. Als der Kuchen gahr war, nahm sie ihn von den Kohlen, und trug ihn in ein Gemach; worauf sie sich wieder zu dem Könige Beder ins Bette legte, welcher sich so gut verstellte, daß sie nicht den geringsten Verdacht schöpfte, er könnte etwas von dem gesehen haben, was sie eben vorgenommen hatte.

Der König Beder, der über alle die Vergnügungen und Ergetzlichkeiten des guten alten Abdallah, seines Wirthes, seit er ihn verlassen, gänzlich vergessen hatte, erinnerte sich jetzt wieder seiner, und glaubte nach dem, was er die Königinn Labe in der Nacht hatte thun sehen, seines Rathes zu bedürfen.

Als er aufgestanden war, äußerte er der Königinn sein Verlangen, ihn zu besuchen, und bat sie um die Erlaubniß dazu.

»Ei wie, mein lieber Beder,« erwiederte die Königinn, »langweilt es euch schon, ich will nicht sagen, in einem so prächtigen Palaste zu wohnen, worin ihr so viel Annehmlichkeit findet, sondern in der Gesellschaft einer Königinn, die euch so leidenschaftlich liebt, und euch so viele Beweise davon gibt?«

»Große Königinn,« antwortete der König Beder, »wie könnte ich mich langweilen bei so viel Anmuth und unter solchen Gunstbezeigungen, womit Euer Majestät mich gütigst überschüttet? Weit entfernt davon, Herrinn, begehre ich diese Erlaubniß nur, um meinem Oheim Rechenschaft von den unendlichen Verbindlichkeiten abzulegen, welche ich gegen Euer Majestät habe, und um ihm zu erkennen zu geben, daß ich ihn nicht vergesse. Ich verhehle indessen nicht, daß es besonders aus diesem Grunde geschieht: da ich weiß, daß er mich zärtlich liebt, und es schon vierzig Tage sind, daß er mich nicht gesehen hat, so will ich ihm durch mein längeres Ausbleiben nicht Anlaß zu dem Gedanken geben, daß ich seine Gesinnungen für mich nicht erwie-

dere.« — »Gehet hin,« sagte hierauf die Königinn, »ich erlaube es gern; ihr werdet aber nicht lange ausbleiben, wenn ihr euch erinnert, daß ich ohne euch nicht leben kann.«

Sie ließ ihm ein reich aufgeschirrtes Roß vorführen, und er ritt hin.

Der alte Abdallah war erfreut, den König Beder wiederzusehen. Ohne Rücksicht auf seinen Stand, umarmte er ihn zärtlich, und der König Beder erwiederte es ebenso, damit niemand daran zweifelte, daß er sein Neffe wäre.

Als sie sich gesetzt hatten, fragte Abdallah den König: »Wie habt ihr euch bei dieser Treulosen, dieser Zauberinn, befunden, und wie befindet ihr euch noch bei ihr?«

»Bisher,« antwortete der König Beder, »kann ich sagen, hat sie alle nur erdenkliche Rücksichten für mich gehabt, und mir alle mögliche Achtung und Aufmerksamkeit bewiesen, um mich recht zu überzeugen, daß sie mich vollkommen liebe. Aber diese Nacht habe ich etwas bemerkt, was mir gegründeten Verdacht gibt, daß alles, was sie gethan hat, nur Verstellung ist. Während sie wähnte, daß ich fest schliefe, obwohl ich aufgewacht war, bemerkte ich, daß sie sehr behutsam von mir wegrückte und aufstand. Diese Vorsicht bewirkte, daß ich, anstatt wieder einzuschlafen, sie genau beobachtete, indeß ich mich stellte, als wenn ich immerfort schliefe.« Und so erzählte er ihm weiter, wie und unter welchen Umständen er sie den Kuchen backen sah, und schloß mit den Worten: »Bis dahin, ich bekenne es, hatte ich euch fast vergessen, sammt allen Weisungen,

welche ihr mir über ihre Bosheit gegeben habt: aber diese Handlung läßt mich fürchten, daß sie weder die Versprechungen, noch die feierlichen Schwüre halten will, welche sie euch gethan hat. Da habe ich sogleich an euch gedacht; und ich schätze mich glücklich, daß sie willfähriger, als ich erwartete, mir erlaubt hat, euch zu besuchen.«

»Ihr habt euch nicht getäuscht,« erwiederte der alte Abdallah mit einem Lächeln, welches andeutete, daß er selber wohl gedacht hätte, sie würde nicht anders verfahren; »nichts ist im Stande, die Treulose zur Besserung zu vermögen. Aber fürchtet nichts, ich weiß ein Mittel, daß das Uebel, welches sie euch anthun will, auf sie selbst zurückfalle. Ihr habt noch zur rechten Zeit Verdacht geschöpft, und konntet nichts Besseres thun, als euch wieder an mich wenden. Da sie ihre Liebhaber nicht länger als vierzig Tage behält, und sie, anstatt sie anständig zu entlassen, jeden in ein Thier verwandelt, mit welchen sie ihre Wälder, Parke und Felder anfüllt, so nahm ich gestern gleich meine Maaßregeln, um zu verhindern, daß sie euch nicht dasselbe Schicksal bereite. Schon zu lange trägt die Erde dies Ungeheuer; sie soll endlich selber behandelt werden, wie sie es verdient.«

Zweihundert und sechs und siebzigste Nacht.

Mit diesen Worten gab Abdallah dem Könige Beder zwei Kuchen in die Hand, und hieß ihn sie bewahren, um folgenden Gebrauch davon zu

machen. »Ihr habt mir gesagt,« fuhr er fort, »daß die Zauberinn diese Nacht einen Kuchen gebacken hat: es geschah, um euch davon essen zu lassen, zweifelt nicht daran; aber hütet euch wohl, ihn zu kosten. Unterlasset zwar nicht, es anzunehmen, wenn sie euch etwas davon darbietet, aber anstatt es in den Mund zu stecken, esset dafür einen von den beiden Kuchen, die ich euch gebe, ohne daß sie es gewahre. Wenn sie nun glaubt, daß ihr von dem ihrigen gegessen habt, so wird sie nicht ermangeln, euch in irgend ein Thier verwandeln zu wollen. Es wird ihr nicht gelingen, und nun wird sie einen Spaß daraus machen, als ob sie es nur zur Belustigung gethan, und euch einen kleinen Schreck hätte einjagen wollen, obschon sie sich in der Seele darüber ärgern und sich einbilden wird, sie habe bei der Zubereitung des Kuchens etwas versehen. Hierauf machet ihr mit dem andern Kuchen ein Geschenk, und dringet in sie, davon zu essen. Sie wird davon essen, und wäre es auch nur, um euch zu zeigen, daß sie euch nicht mißtraue, nachdem sie euch Anlaß zum Mißtrauen gegen sie gegeben hat. Sobald sie davon gegessen, so nehmet ein wenig Wasser in die hohle Hand, und indem ihr es ihr ins Gesicht spritzet, sprechet zu ihr:

»Verlaß diese Gestalt, und nimm die Gestalt dieses oder jenes Thieres (welches ihr wollt) an!« Kommet dann mit dem Thiere hieher, und ich werde euch sagen, was ihr weiter thun müsset.«

Der König Beder bezeugte dem alten Abdallah in den lebhaftesten Ausdrücken, wie sehr er

ihm dafür verbunden wäre, daß er es sich so angelegen seyn ließe, eine so gefährliche Zauberinn an der Ausübung ihrer Bosheit gegen ihn zu verhindern; und nachdem er sich noch einige Zeit mit ihm unterredet hatte, verließ er ihn, und kehrte nach dem Palast zurück.

Bei seiner Ankunft vernahm er, daß die Zauberinn ihn im Garten mit großer Ungeduld erwartete. Er ging hin, sie aufzusuchen, und die Königinn Labe hatte ihn nicht sobald bemerkt, als sie mit großer Hast auf ihn zukam.

»Lieber Beder,« sprach sie zu ihm, »mit großem Rechte sagt man, daß nichts besser die Stärke und das Uebermaaß der Liebe erkennen läßt, als die Entfernung des geliebten Gegenstandes. Ich habe keine Ruhe gehabt, seitdem ich euch aus den Augen verloren, und es dünken mich Jahre zu seyn, daß ich euch nicht gesehen habe. Wäret ihr nur noch ein wenig länger ausgeblieben, so wäre ich selber gekommen, euch aufzusuchen.«

»Herrinn,« erwiederte der König Beder, »ich kann Euer Majestät versichern, daß ich nicht weniger Ungeduld empfunden habe, wieder bei euch zu seyn; aber ich habe einem Oheime, den ich liebe, und der mich so lange nicht gesehen hat, eine kurze Unterhaltung nicht versagen können. Er wollte mich noch länger aufhalten, aber ich habe mich seiner Zärtlichkeit entrissen, um dahin zu eilen, wohin die Liebe mich rief; und von dem Mahle, welches er mir bereitet, habe ich mich mit einem Kuchen begnügt, welchen ich euch mitbringe.«

Der König Beder, welcher einen der beiden Kuchen in ein sehr sauberes Tuch gewickelt hatte, zog ihn hervor, und bot ihn ihr dar mit den Worten:

»Da ist er, Herrinn, ich bitte euch, ihn freundlich anzunehmen.«

»Ich nehme ihn herzlich gern an,« versetzte die Königinn, indem sie ihn nahm, »und ich werde euch zur Liebe davon essen; aber zuvor verlange ich, daß ihr mir zu Liebe auch von diesem hier esset, den ich während eurer Abwesenheit gebacken habe.«

»Schöne Königinn,« sagte hierauf der König Beder, indem er ihn ehrerbietig annahm, »solche Hände, wie die Euer Majestät, können nur Vortreffliches machen, und ihr erweiset mir eine Gnade, wofür ich euch meine Dankbarkeit nicht genug bezeigen kann.«

Der König Beder vertauschte geschickt den Kuchen der Königinn mit dem, welchen der alte Abdallah ihm gegeben hatte, brach ein Stück davon ab, und steckte es in den Mund. »Ah, Herrinn,« rief er aus, indem er es aß, »ich habe niemals etwas Köstlicheres gegessen!«

Da sie nahe bei einem Springbrunnen waren, und die Zauberinn bemerkte, daß er den Bissen verschluckt hatte, und eben noch einen essen wollte, so schöpfte sie mit der hohlen Hand Wasser aus dem Becken, und spritzte es ihm ins Gesicht, mit den Worten:

»Elender, verlaß diese Menschengestalt, und nimm die Gestalt einer einäugigen und hinkenden Schindmähre an!«

Zweihundert und sieben und siebzigste Nacht.

Diese Worte blieben ohne Wirkung, und die Zauberinn war äußerst betroffen, den König Beder unverwandelt, und nur den Ausdruck eines heftigen Schrecks an ihm zu sehen. Die Röthe stieg ihr darüber ins Gesicht, und als sie nun sah, daß es ihr fehlgeschlagen war, sprach sie zu ihm: »Lieber Beder, es ist nichts, beruhiget euch, ich habe euch kein Leid zufügen wollen, ich habe es blos gethan, um zu sehen, was ihr dazu sagen würdet. Fürwahr, ich müßte das elendste und abscheulichste aller Weiber seyn, wenn ich, nach den Schwüren nicht nur, die ich gethan, sondern selbst nach den Beweisen der Liebe, welche ich euch gegeben habe, eine so schwarze Handlung begehen könnte.«

»Mächtige Königinn,« versetzte der König Beder, »wie sehr ich überzeugt bin, daß Euer Majestät es nur gethan hat, um sich zu belustigen, so konnte ich mich dennoch der Ueberraschung nicht erwehren. Wie sollte man auch nicht wenigstens eine Erschütterung spüren, wenn man Worte hört, welche im Stande sind, eine so seltsame Verwandelung zu bewirken? Aber, Herrinn, lassen wir dies jetzo beruhen: und da ich von euerm Kuchen gegessen habe, so erzeiget mir die Gnade, auch den meinen zu kosten.«

Die Königinn Labe, die sich nicht besser rechtfertigen konnte, als wenn sie dem Könige von Persien diesen Beweis ihres Vertrauens gewährte, brach ein Stück von dem Kuchen ab, und aß es. Sobald sie es hinunter geschluckt

hatte, schien sie ganz verwirrt, und stand wie unbeweglich da.

Der König Beder verlor keine Zeit, er schöpfte Wasser aus demselben Becken, und spritzte es ihr ins Gesicht, indem er dabei ausrief:

»Verfluchte Hexe, verlaß diese Gestalt, und verwandle dich in eine Stute!«

In demselben Augenblicke wurde die Königinn Labe in eine sehr schöne Stute verwandelt; und ihre Bestürzung über diese Verwandlung war so groß, daß sie Thränen im Ueberfluß vergoß. Sie senkte das Haupt auf die Füße des Königs Beder, um ihn zum Mitleid zu bewegen. Aber wenn er sich auch hätte erweichen lassen, so stand es jedoch nicht in seiner Macht, das Uebel wieder gut zu machen, was er gethan hatte.

Er führte die Stute zu dem königlichen Marstalle, wo er sie einem Reitknecht übergab, sie aufzuzäumen; aber unter allen Zäumen, welche der Reitknecht ihr anlegte, paßte keiner recht. Beder ließ noch zwei Pferde satteln und zäumen, eins für sich, das andere für den Reitknecht, und ritt, mit der Stute an der Hand, zum alten Abdallah.

Als Abdallah den König Beder mit der Stute von weiten kommen sah, zweifelte er nicht, daß Beder gethan hätte, was er ihm empfohlen. »Verfluchte Hexe,« sprach er sogleich bei sich, voll Freuden, »endlich hat der Himmel dich bestraft, wie du es verdienest!«

Der König Beder stieg bei Abdallahs Laden ab, trat hinein, und umarmte ihn unter Danksagungen für alle ihm geleistete Dienste. Er er-

zählte ihm, wie alles zugegangen war, und sagte ihm, er hätte keinen passenden Zaum für die Stute finden können. Abdallah, der einen für jedes Pferd passenden Zaum hatte, zäumte selber die Stute damit auf; und als der König Beder den Reitknecht mit den beiden Pferden zurück geschickt hatte, sprach er zu ihm: »Herr, ihr brauchet euch nun nicht länger in dieser Stadt aufzuhalten, besteiget die Stute und kehret heim in euer Königreich. Das einzige, was ich euch empfehle, ist dieses: wenn ihr einmal die Stute veräußert, so hütet euch wohl, sie mit dem Zaume wegzugeben.«

Der König Beder versprach ihm, es nicht zu vergessen; und nachdem er ihm Lebewohl gesagt hatte, ritt er fort.

Der junge König von Persien war nicht sobald außerhalb der Stadt, als er sich kaum fühlte vor Freuden, aus einer so großen Gefahr befreit zu seyn, und die Zauberinn in seiner Gewalt zu haben, welche er so sehr Ursache hatte zu fürchten.

Drei Tage nach seiner Abreise kam er an eine große Stadt. In der Vorstadt begegnete ihm ein Greis von einigem Ansehen, der zu Fuße nach einem Lusthause ging, welches er dort hatte.

»Herr,« redete der Greis ihn an, indem er stehen blieb, »darf ich euch fragen, woher ihr kommet?«

Beder hielt sogleich an, und befriedigte seine Neugier; und während der Greis noch einige Fragen that, kam ein altes Weib dazu, stand ebenfalls still, und fing an zu weinen, indem sie mit tiefen Seufzern die Stute betrachtete.

Der König Beder und der Greis unterbrachen ihr Gespräch, um die Alte zu betrachten, und der König Beder fragte sie, warum sie so weinete? »Ach Herr,« antwortete sie, »weil eure Stute einer Stute meines Sohnes, welche ich noch immer, ihm zu Liebe, bedaure, so vollkommen gleicht, daß ich sie für ebendieselbe halten würde, wenn sie nicht todt wäre. Verkaufet sie mir, ich flehe euch darum, ich will sie euch nach ihrem vollen Werthe bezahlen, und dabei werde ich euch noch immer großen Dank schuldig bleiben.«

»Gute Mutter,« entgegnete der König Beder; »es thut mir leid, euch eure Bitte nicht gewähren zu können: meine Stute ist nicht zu verkaufen.«

»Ach, Herr,« fuhr die Alte dringend fort, »ich beschwöre euch dringend darum! Wir müssen vor Gram sterben, mein Sohn und ich, wenn ihr uns diese Gnade nicht gewähret.«

»Gute Mutter,« versetzte der König Beder, »ich würde sie euch sehr gern gewähren, wenn ich im Sinne hätte, eine so gute Stute zu veräußern; aber wenn dies auch wäre, so glaube ich doch nicht, daß ihr tausend Goldstücke dafür geben möchtet: denn in diesem Falle würde ich den Preis doch nicht geringer setzen.«

»Warum sollte ich die nicht geben?« erwiederte die Alte; »ihr dürft nur den Handel richtig machen, ich will sie euch sogleich aufzählen.«

Der König Beder, welcher die Alte so armselig gekleidet sah, konnte sich nicht einbilden, daß sie im Stande wäre, eine so große Summe aufzubringen. Um zu sehen, ob sie den Handel

halten würde, sprach er zu ihr: »Gebet mir das Geld, und die Stute ist euer.«

Sogleich band die Alte einen Beutel von ihrem Gürtel los, und bot ihm denselben dar, mit den Worten: »Bemühet euch abzusteigen, damit wir zählen, ob die Summe darin ist; falls etwas daran fehlt, so will ich es alsbald herbeischaffen; mein Haus ist nicht weit.«

Der König Beder war äußerst erstaunt, als er die Börse sah. »Gute Mutter,« sprach er darauf, »ihr seht wohl, daß ich euch das nur zum Scherze gesagt habe: ich wiederhole euch, meine Stute ist nicht zu verkaufen.«

Der Greis, welcher Zeuge dieses Gesprächs gewesen war, nahm hierauf das Wort, und sprach zu dem Könige Beder: »Mein Sohn, ihr müßt wissen, was, wie ich sehe, euch unbekannt ist, nämlich, daß es in dieser Stadt durchaus nicht erlaubt ist, zu lügen, bei Todesstrafe. Demnach könnt ihr euch nicht entbinden, von dieser guten Frau das Geld anzunehmen, und ihr eure Stute zu überliefern, weil sie euch die Summe dafür bezahlt, welche ihr gefordert habt. Ihr werdet besser thun, die Sache ohne Lärm abzumachen, als euch dem Unglück auszusetzen, welches für euch daraus entstehen könnte.«

Zweihundert und acht und siebzigste Nacht.

Der König Beder war sehr ärgerlich, sich so unbesonnen in diesen bösen Handel verwickelt zu haben, und stieg mit großem Widerwillen ab.

Die Alte war hurtig darüber her, sich des

Zaumes zu bemächtigen und die Stute abzuzäumen, und noch mehr, mit der Hand Wasser aus einem mitten in der Straße fließenden Bache zu schöpfen, und die Stute damit zu bespritzen, indem sie folgende Worte aussprach:

»Meine Tochter, verlaß diese fremde Gestalt, und nimm deine eigene wieder an!«

Die Verwandlung geschah augenblicklich; und der König Beder, der bei der Erscheinung der Königinn Labe vor ihm, ohnmächtig ward, würde zu Boden gesunken seyn, wenn der Greis ihn nicht gehalten hätte.

Die Alte, welche die Mutter der Königinn Labe war, und sie in alle Geheimnisse der Zauberei eingeweihet, hatte nicht sobald ihre Tochter umarmt und ihr ihre Freude bezeigt, als plötzlich auf ihr Pfeifen ein scheußlicher Geist erschien, von riesenhafter Gestalt und Größe. Dieser Geist nahm sogleich den König Beder auf einen Arm, umfaßte die Alte und die Zauberköniginn mit dem andern, und versetzte sie in wenig Augenblicken nach dem Palast in der Stadt der Bezauberungen.

Als die Zauberköniginn nun wieder in ihrem Palaste war, machte sie in ihrer Wuth dem Könige Beder heftige Vorwürfe: »Undankbarer,« sprach sie zu ihm, »auf solche Weise also gibst du mit deinem nichtswürdigen Oheime mir deine Dankbarkeit zu erkennen, nachdem ich so viel für dich gethan habe: ihr sollt es einer wie der andere nach Verdienst empfinden.«

Mehr sagte sie darüber nicht; aber sie nahm Wasser und spritzte es ihm ins Gesicht: mit den Worten:

»Verlaß diese Gestalt, und nimm die Gestalt eines garstigen Uhu's an!«

Diesen Worten folgte sogleich die Wirkung; und sie befahl einer ihrer Frauen, den Uhu in einen Käfig zu sperren, und ihm weder Speise noch Trank zu geben.

Die Frau trug den Käfig weg; und ohne auf das Verbot der Königinn zu achten, setzte sie etwas Futter und Wasser hinein. Zugleich schickte sie heimlich zu dem alten Abdallah, dessen Freundinn sie war, und ließ ihn davon unterrichten, wie die Königinn seinen Neffen behandelt hätte, und gesonnen wäre, sie beide zu verderben: damit er es noch verhindern und auf seine eigene Rettung denken könnte.

Abdallah sah wohl, daß gegen die Königinn Labe keine Schonung mehr zu gebrauchen war. Er pfiff nun auf eine gewisse Weise, und alsbald erschien vor ihm ein großer Geist mit vier Flügeln, und fragte, weshalb er ihn gerufen hätte?

»Blitz,« sprach er zu ihm, (so hieß nämlich dieser Geist) »es kommt darauf an, dem König Beder, Sohn der Königinn Gülnare, das Leben zu retten. Eile nach dem Palast der Zauberinn, und versetze unverzüglich die mitleidige Frau, der sie den Käfig in Verwahrung gegeben hat, nach der Hauptstadt von Persien, damit sie die Königinn Gülnare von der Gefahr unterrichte, in welcher der König ihr Sohn schwebt, und wie nöthig ihm die Hülfe ist. Nimm dich in Acht, daß du sie nicht erschreckest, indem du vor ihr erscheinst, und sage ihr von meinetwegen, was sie thun soll.«

Blitz verschwand, und erschien augenblicklich im Palaste der Zauberinn. Er unterrichtete die Frau, schwang sich mit ihr in die Luft, und führte sie so nach der Hauptstadt von Persien, wo er sie auf das flache Dach niedersetzte, welches mit der Wohnung der Königinn Gülnare in Verbindung stand.

Die Frau stieg die Treppe hinab, und fand die Königinn Gülnare und die Königinn Farasche, ihre Mutter, beisammen, welche sich eben von dem traurigen Gegenstand ihrer gemeinsamen Betrübniß unterhielten. Sie machte ihnen eine tiefe Verneigung; und aus ihrem Berichte erkannten die beiden Königinnen, wie nöthig dem Könige eine schleunige Hülfe wäre.

Diese Nachricht versetzte die Königinn Gülnare in entzückende Freude, so daß sie von ihrem Sitz aufsprang, und die gefällige Frau umarmte, um ihr ihre Erkenntlichkeit für den ihr so eben geleisteten Dienst auszudrücken.

Sie ging sogleich hinaus, und befahl, im Palaste die Trompeten zu blasen und die Pauken und Trommeln zu rühren, um der ganzen Stadt die baldige Zurückkunft des Königs von Persien anzukündigen.

Als sie ins Zimmer zurückkam, fand sie den König Saleh, ihren Bruder, welchen die Königinn Farasche schon durch eine gewisse Räucherung herbeigerufen hatte.

»Mein Bruder,« sprach sie zu ihm, »der König Beder, dein Neffe und mein lieber Sohn ist in der Stadt der Bezauberungen in der Gewalt der Königinn Labe. Es ist eure, es ist

meine Pflicht, hin zu eilen und ihn zu befreien: es ist keine Zeit dabei zu verlieren!«

Zweihundert und neun und siebzigste Nacht.

Der König Saleh versammelte in seinen Wasserreichen ein mächtiges Heer, welches sich alsbald aus dem Meer erhob. Er rief selbst die ihm verbündeten Geister zu Hülfe, welche mit einem noch zahlreicheren Heer als das seinige erschienen. Als die beiden Heere zusammengestoßen waren, stellte er sich an die Spitze, mit der Königinn Farasche, der Königinn Gülnare und den Prinzessinnen, die auch an dem Feldzuge theilnehmen wollten.

Sie erhoben sich alle in die Luft, und stürzten alsbald über den Palast und die Stadt der Bezauberungen her, wo die Zauberköniginn, ihre Mutter und alle Feueranbeter in einem Augenblicke vertilgt wurden.

Die Königinn Gülnare hatte die Frau der Königinn Labe mitgenommen, welche ihr die Nachricht von der Verwandlung und der Gefangenschaft des Königs ihres Sohnes gebracht hatte, und ihr empfohlen, in dem Getümmel auf nichts anderes bedacht zu seyn, als den Käfig zu nehmen und ihr zu bringen. Dieser Auftrag wurde nach Wunsch ausgeführt. Sie zog den Uhu hervor, bespritzte ihn mit Wasser, welches sie sich bringen ließ, und sprach dabei:

»Mein lieber Sohn, verlaß diese fremde Gestalt, und nimm wieder Menschengestalt an, welche die deinige ist.«

Im Augenblicke sah die Königinn Gülnare nicht mehr den garstigen Uhu: sie sah den König Beder, ihren Sohn; sie umarmte ihn sogleich mit überschwänklicher Freude. Was sie in ihrem Entzücken nicht durch Worte auszusprechen vermochte, ergänzten ihre Thränen auf die ausdrucksvollste Weise.

Die erste Sorge der Königinn Gülnare war, den alten Abdallah aufsuchen zu lassen, dem sie die Rettung des Königs von Persien verdankte. Als er ihr vorgeführt wurde, sprach sie zu ihm: »Meine Verpflichtung gegen euch ist so groß, daß es nichts gibt, wozu ich nicht bereit wäre, um euch meine Erkenntlichkeit zu bezeigen: bestimmet selber, wodurch ich es vermag, und ihr sollt befriedigt werden.«

»Große Königinn,« erwiederte er, »wenn die Frau, welche ich zu euch gesandt habe, gern in die Heirath willigt, welche ich ihr hiemit anbiete, und wenn der König von Persien mich an seinem Hofe zu dulden geruhet, so weihe ich von Herzen gern meine übrigen Tage seinem Dienste.

Die Königinn Gülnare wandte sich sogleich zu der Frau, die gegenwärtig war, und da diese, indem sie erröthete, eben keine Abneigung gegen die Heirath blicken ließ, so fügte die Königinn beider Hände in einander, und übernahm mit dem Könige von Persien die Sorge für ihr Glück.

Diese Heirath gab dem Könige von Persien Anlaß, das Wort zu nehmen, und lächelnd zu der Königinn seiner Mutter zu sagen: »Frau Mutter, ich bin erfreut über die Heirath, welche ihr hier gestiftet habt: es ist aber noch eine andere übrig, an welche ihr auch wohl denken solltet.«

Die Königinn Gülnare verstand nicht sogleich, welche Heirath er meinete; sie besann sich einen Augenblick: sobald es ihr aber einfiel, antwortete sie ihm: »Du meinst deine eigene Vermählung; ich willige herzlich gern darein.«

Sie wandte sich alsbald zu den Meervölkern des Königs Saleh, ihres Bruders, und zu den Geistern, die gegenwärtig waren, und sprach: »Eilet und durchlaufet alle Paläste des Meeres und der Erde, und bringet uns Kunde von der schönsten und meines Sohnes würdigsten Prinzessinn, die ihr findet.«

»Frau Mutter,« versetzte der König Beder, »alle diese Mühe ist unnöthig. Ihr wißt ohne Zweifel wohl, daß ich der Prinzessinn von Samandal, auf die bloße Erzählung von ihrer Schönheit, mein Herz geschenkt habe; ich habe sie seitdem gesehen, und das Geschenk nicht bereuet, welches ich ihr gemacht. In der That, es kann weder auf Erden noch unter den Wassern eine Prinzessinn geben, welche ihr zu vergleichen wäre. Zwar hat sie mich, als ich ihr meine Liebe erklärte, auf eine Weise behandelt, welche die Flamme jedes andern, minder entbrannten Liebhabers hätte auslöschen können; aber sie ist zu entschuldigen, und sie konnte mich nicht minder strenge behandeln, nach der Gefangennehmung des Königs ihres Vaters, von welcher ich doch immer, wenn auch unschuldig, die Ursache war. Vielleicht hat jetzo der König von Samandal seine Gesinnung geändert, und hat auch sie keine Abneigung mehr mich zu lieben und mir ihre Hand zu geben, sobald er darein willigt.«

Zweihundert und achtzigste Nacht.

»Mein Sohn,« antwortete die Königinn Gülnare, »wenn die Prinzessinn Giäuhare allein auf der Welt im Stande ist, dich glücklich zu machen, so will ich mich keinesweges eurer Vereinigung widersetzen, wenn sie möglich zu machen ist. Der König, dein Oheim, darf nur den König von Samandal herkommen lassen, und wir werden alsbald vernehmen, ob er noch immer so unbeugsam ist, als bisher.«

Wie eng auch der König von Samandal bis jetzo, seit seiner Gefangennehmung auf Befehl des Königs Saleh, bewacht worden, nichts desto weniger war er immer mit vieler Achtung behandelt worden, und er hatte sich mit den Offizieren, die ihn bewachten, auf einen freundlichen Fuß gesetzt.

Der König Saleh ließ nun ein Feuerbecken bringen, warf eine gewisse Mischung hinein, und sprach dabei geheimnißvolle Worte aus. Sobald der Rauch anfing emporzusteigen, erschütterte der Palast, und man sah alsbald den König von Samandal, in Begleitung der Offiziere des Königs Saleh, erscheinen.

Der König von Persien warf sich sogleich ihm zu Füßen, und mit einem Knie auf der Erde, sprach er zu ihm: »Herr, es ist nicht mehr der König Saleh, der Euer Majestät um die Ehre einer Verbindung mit euch für den König von Persien bittet: es ist dieser König von Persien selber, der euch um diese Gnade anflehet. Ich kann mich nicht überzeugen, daß ihr den Tod

eines Königs wollet, der nicht mehr leben kann, ohne die liebenswürdige Prinzessinn Giäuhare.«

Der König von Samandal duldete den König von Persien nicht länger zu seinen Füßen; er umarmte ihn, und nöthigte ihn aufzustehen.

»Herr,« sprach er darauf, »es sollte mir sehr leid thun, irgend etwas zu dem Tode eines Königs beigetragen zu haben, der so würdig ist zu leben. Ist es wahr, daß ein so kostbares Leben nicht ohne den Besitz meiner Tochter kann erhalten werden, so lebet, Herr, sie ist die eurige. Sie ist immer meinem Willen sehr gehorsam gewesen, und ich glaube nicht, daß sie sich diesmal widersetzen wird.«

Nach diesen Worten, befahl er einem seiner Offiziere, welche der König Saleh ihm gelassen hatte, die Prinzessinn Giäuhare aufzusuchen, und sie unverzüglich herzuführen.

Die Prinzessinn Giäuhare war stets an demselben Orte geblieben, wo der König von Persien sie angetroffen hatte. Der Offizier fand sie dort, und bald sah man ihn mit ihr und ihren Frauen zurückkommen.

Der König von Samandal umarmte die Prinzessinn, und sprach zu ihr: »Meine Tochter, ich habe dir einen Gemahl erwählt: es ist der König von Persien, den du hier siehst, der vollkommenste Fürst, welcher gegenwärtig in der ganzen Welt zu finden ist. Der Vorzug, welchen er dir vor allen andern Prinzessinnen gegeben hat, verpflichtet mich und dich, ihm dafür unsere Erkenntlichkeit zu beweisen.«

»Herr Vater,« antwortete die Prinzessinn

Gülnare, »Euer Majestät weiß wohl, daß ich es niemals an dem schuldigen Gehorsam habe fehlen lassen, in allem, was ihr von mir gefordert habt. Ich bin auch jetzo bereit, euch zu gehorchen; und ich hoffe, der König von Persien wird mir gern die üble Behandlung verzeihen, welche ihm von mir widerfahren ist; ich glaube, er ist billig genug, um sie nur dem Drange meiner kindlichen Pflicht zuzurechnen.«

Die Hochzeit wurde in dem Palast der Zauberstadt mit um so größerer Festlichkeit gefeiert, als alle Liebhaber der Zauberköniginn im Augenblicke ihres Todes ihre erste Gestalt wieder angenommen hatten und gekommen waren, dem Könige von Persien, der Königinn Gülnare und dem Könige Saleh dafür zu danken, und nun an dem Feste theilnahmen. Es waren sämmtlich Königsöhne und Prinzen, oder doch sonst von vornehmem Stande.

Der König Saleh endlich führte den König von Samandal nach seinem Königreich zurück, und setzte ihn wieder auf den Thron. Der König von Persien, der jetzt auf dem Gipfel seiner Wünsche war, kehrte mit seiner Gemahlinn und der Königinn Gülnare nach der Hauptstadt von Persien zurück. Die Königinn Farasche und die Prinzessinnen begleiteten sie, und blieben dort, bis der König Saleh sie abzuholen kam, und sie in sein Reich unter den Fluten des Meeres heimführte.

Anmerkungen.

1) Bei Galland heißt er Sineby.

2) Châkân ist Königsname, besonders Türkischer; und Sawy bedeutet schlecht, bös.

3) Nur-eddin bedeutet das Licht der Religion, wie Bd. III. Anmerk. 32.

4) Dieselben Verse kommen auch schon in der 42. Nacht (Bd. II. S. 173) vor.

5) Isaak war ein berühmter Lautenspieler zu Bagdad, unter der Regierung des Chalyfen Harun Arreschyd. G.

6) Kerim bedeutet der Großmüthige, Freigebige.

7) Gül-nare bedeutet im Persischen Rose oder Blüte des Granatenbaums. G.

8) Saleh bedeutet im Arabischen Gut. G.

9) Vergl. Anmerkung 21. zu Bd. I.

10) Beder bedeutet im Arabischen Vollmond. G. Vergl. Anmerkung 22. zu Bd. VI.

11) Giäuhare bed. im Arabischen Edelstein. G.

Farasche, Arabisch Faradsch, heißt Freude, Ergetzen. — (Schmetterling?)

Abdalla heißt im Arabischen Diener Gottes. E. G.

Labe, vielleicht vom Arabischen Laba, liebende Göttinn, oder, mit etwas anderer Aussprache, Löwinn.

Inhalt des siebenten Bändchens.

Seite

Vorbericht. 5

Geschichte Nureddins und der schönen Perserinn. 7

250. bis 261. Nacht.

Geschichte des Prinzen Beder von Persien und der Prinzessinn Giäuhare von Samandal. 106

261. bis 280. Nacht.

Anmerkungen. 223

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Habicht, Christian Maximilian, 1775-1839

Tausend und Eine Nacht Arabische Erzählungen

Bd.: 7

Wien (1826)

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/Lm (b) 5-7/8
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11343115-0